

I

26613

STADTBIBLIOTHEK KLAGENFURT

89 9 36

HEIMATGLÜCK

Dr. ROBERT
KLIMSCH









Dr. Robert Klimsch:

Heimatglück!

aus dem Nachlaß heraus-
gegeben von Odo Klimsch



UB KLAGENFURT



+L57054208

Verlag: St. Josef-Bücherbruderschaft in Klagenfurt.

I26613

Nachdruck verboten.





Major Dr. Paul Klimmich

Vorwort.

Der Verfasser vorliegenden Büchleins, der wohl der Mehrzahl der Leser als Gründer und langjähriger Leiter der St. Josefbücherbruderschaft in Klagenfurt bekannt sein dürfte, - ist am 30. Juni 1920 unerwartet rasch, doch gnadenvoll vorbereitet in die ewige Heimat abberufen worden. Monsg. Dr. Rob. Klimsch war als Sohn des Kleidermachers Augustin Klimsch im reizenden Grenzorte deutscher Zunge in Ferlach im Rosentale am 26. April 1867 geboren. Nach der Volksschule besuchte er das Gymnasium in Klagenfurt. Die Ferien brachte er meist als Instruktor bei den angesehensten Familien am Wörthersee zu. Trotz Aussicht auf gute Protektion seitens dieser, trat er nach der Matura in das Priesterseminar in Klagenfurt ein. Damals erschienen auch schon die ersten Aufsätze aus seiner Feder. Er beschäftigte sich dauernd mit Lektüre, sammelte immerfort Lesefrüchte, besonders solche, die der Verteidigung des Glaubens dienten. Am 9. Mai 1890 wurde er zur Freude seiner Eltern, die er als Student stets schon unterstützt hatte, zum Priester geweiht. Am 10. Mai feierte er seine Primiz im Ursulinenkloster in Klagenfurt. Im Juli kam er dann als Kaplan nach Feldkirchen. Dort gewann er die Liebe seiner Umgebung und machte eine Pilgerreise nach Lourdes, auf welche hin sein Büchlein über die Wunder von Lourdes erschien. Dadurch wurde der verstorbene hochw. Fürstbischof Dr. J. Rahm auf seine schriftstellerische Begabung

neuerlich aufmerksam und schickte ihn deshalb bald zur gediegeneren Ausbildung nach Rom in das deutsche Nationalinstitut der Anima. Mit dem am 17. November 1893 erworbenen Doktorhute heimgekehrt, wurde er auf kurze Zeit als Messeleser nach Heiligenblut geschickt und kam dann nach Wien, seine rechtswissenschaftlichen Studien dort zu vollenden. Im Dezember 1893 wurde er schon wegberufen und mit der Leitung der mit einem Anfangskapital von nur 100 Gulden ins Leben gerufenen „Kärntner Zeitung“, des späteren ersten „Kärntner Tagblattes“, betraut. Schon am Karfreitag 1894 wurde sein großer Plan verwirklicht und die konstituierende Versammlung zur Gründung der St. Josef-bücherbruderschaft im Stadtpfarrhose in Klagenfurt abgehalten. Aus den bescheidensten Anfängen — sämtliche Funktionäre arbeiteten, um das Werk voranzubringen, gratis — ging die Gründung dank der liebevollen Mithilfe katholischer Anstalten und Unternehmungen und der wirksamen persönlichen Reklame gottgesegnet rasch vorwärts. Sein Plan, einen deutschen Bücherverein zu gründen, um der vom St. Josefine erbauten Buchdruckerei stets Arbeit zu geben und nach dem Muster des schon länger bestandenen slowenischen St. Hermagoras-Bücherunternehmens gut christliche Bücher ins Volk zu bringen, war zur großen Freude aller Beteiligten gelungen. Auf seinen Urlaubsreisen besuchte er nicht nur die hervorragendsten technischen Anstalten, Volkschriftsteller und Redakteure, sondern machte sich auch auf die Suche nach guten Lichtbildern und Gemälden bei Photographen, Künstlern, in Museen und Klöstern. Gleichzeitig setzte eine persönlich überwachte, bedeutende Reklame durch Prospektversendungen und Ankündigungen des Unternehmens ein. Als Seelsorger hatte der Verstorbene nebenbei Frühpredigt in der Stadtpfarrkirche, Religionsstunden in der Klosterschule und war ein eifriger Förderer des Apostolates der christlichen Töchter. Außerdem leitete er ein Wochenblatt. Die St. Josefinebücherbruderschaft war nicht nur in Oesterreich, sondern auch in Deutschland bald sehr beliebt geworden. Die Jahresgabe, bestehend aus fünf Büchern, wies 1400 Seiten und 340 Bilder auf Die Mitgliederzahl stieg nach dem siebenten

Jahre von 60.000 auf 100.000 und wurde die Gründung einer Filiale in Deutschland (Rosenheim) notwendig. Klimsch hatte immer neue großzügige Pläne. Er gründete die Zeitschriften: „Glück ins Haus“, die „Illustrierte Mädchen- und Frauen-Zeitung“, kaufte die Burschen-Zeitschrift „Edelweiß“ an, welche Verdienste nun auch eine ehrenvolle Auszeichnung fanden. Die Hauptarbeit nahm oft bis zur Erschöpfung der Ausgezeichnete meist auf sich. Als alles in schönster Entwicklung war, kam das katholische Kärnten durch den Zusammenbruch der verfehlten Sonderunternehmungen Kaysers in eine sehr schwere Geldkrisis. Obwohl die Bücherbruderschaft als Presseunternehmen daran nicht beteiligt war, mußte Dr. Klimsch doch viele Reisen zur Aufklärung und Wiederherstellung des Ansehens derselben unternehmen. In zäher Ausdauer gelang es ihm auch, dieses Unglück wesentlich zu mildern. Die fortwährende anstrengende Tätigkeit schwächte aber die Sehkraft seiner Augen so, daß er den ihm so lieb gewordenen Beruf als Direktor der Bruderschaft aufzugeben gezwungen war. Deshalb wurde er zum Dechant (9. März 1913) und Stadtpfarrer von Wolfsberg bestellt. Für sich anspruchslos, widmete er sich mit der ganzen Innigkeit seines tiefen Gemütes den seelsorglichen Pflichten. Er war ein Freund der Armen und war es seine größte Sorge, Seelen für den Himmel zu gewinnen. Er förderte besonders die religiösen Vereine, gründete auch neue und predigte Sonntags öfter selbst zweimal. Täglich weilte er vor dem Allerheiligsten und war unermülich im Beichtstuhl. Als sich seine Augen auf ein Gelübde hin wieder besserten, griff er neuerlich wieder zur Feder, und es erschienen mehrere Bücher, begeistert für Christi Sache. Das große Werk: „Die übernatürliche Welt“ konnte er noch vollenden. Im ganzen schrieb er über fünfzig Werke, von denen über dreißig erschienen sind. Die Presse schrieb ihm zum Nachruf: Dr. Klimsch war ein Schaffer und Bauer, der neue Wege ging, mit Zuversicht neue Gebiete erschloß, was für das religiöse Leben der Bücherbruderschaft von ganz besonderer Bedeutung war. Geschicklichkeit und große Fähigkeit waren ihm eigen. Durch die Sankt Josef-Bücherbruderschaft wurden in den 18 Jahren sei-



Magr Dr. Paul Klimasch

Vorwort.

Der Verfasser vorliegenden Büchleins, der wohl der Mehrzahl der Leser als Gründer und langjähriger Leiter der St. Josefbücherbruderschaft in Klagenfurt bekannt sein dürfte, - ist am 30. Juni 1920 unerwartet rasch, doch gnadenvoll vorbereitet in die ewige Heimat abberufen worden. Monsg. Dr. Rob. Klimsch war als Sohn des Kleidermachers Augustin Klimsch im reizenden Grenzorte deutscher Zunge in Ferlach im Rosentale am 26. April 1867 geboren. Nach der Volksschule besuchte er das Gymnasium in Klagenfurt. Die Ferien brachte er meist als Instruktor bei den angesehensten Familien am Wörthersee zu. Trotz Aussicht auf gute Protektion seitens dieser, trat er nach der Matura in das Priesterseminar in Klagenfurt ein. Damals erschienen auch schon die ersten Aufsätze aus seiner Feder. Er beschäftigte sich dauernd mit Lektüre, sammelte immerfort Lesefrüchte, besonders solche, die der Verteidigung des Glaubens dienten. Am 9. Mai 1890 wurde er zur Freude seiner Eltern, die er als Student stets schon unterstützt hatte, zum Priester geweiht. Am 10. Mai feierte er seine Primiz im Ursulinenkloster in Klagenfurt. Im Juli kam er dann als Kaplan nach Feldkirchen. Dort gewann er die Liebe seiner Umgebung und machte eine Pilgerreise nach Lourdes, auf welche hin sein Büchlein über die Wunder von Lourdes erschien. Dadurch wurde der verstorbene hochw. Fürstbischof Dr. J. Rahm auf seine schriftstellerische Begabung

neuerlich aufmerksam und schickte ihn deshalb bald zur gediegeneren Ausbildung nach Rom in das deutsche Nationalinstitut der Anima. Mit dem am 17. November 1893 erworbenen Doktortitel heimgekehrt, wurde er auf kurze Zeit als Messeleser nach Heiligenblut geschickt und kam dann nach Wien, seine rechtswissenschaftlichen Studien dort zu vollenden. Im Dezember 1893 wurde er schon wegberufen und mit der Leitung der mit einem Anfangskapital von nur 100 Gulden ins Leben gerufenen „Kärntner Zeitung“, des späteren ersten „Kärntner Tagblattes“, betraut. Schon am Karfreitag 1894 wurde sein großer Plan verwirklicht und die konstituierende Versammlung zur Gründung der St. Josefbücherbruderschaft im Stadtpfarrhose in Klagenfurt abgehalten. Aus den bescheidensten Anfängen — sämtliche Funktionäre arbeiteten, um das Werk voranzubringen, gratis — ging die Gründung dank der liebevollen Mithilfe katholischer Anstalten und Unternehmungen und der wirksamen persönlichen Reklame gottgesegnet rasch vorwärts. Sein Plan, einen deutschen Bücherverein zu gründen, um der vom St. Josefine erbauten Buchdruckerei stets Arbeit zu geben und nach dem Muster des schon länger bestandenen slowenischen St. Hermagoras-Bücherunternehmens gut christliche Bücher ins Volk zu bringen, war zur großen Freude aller Beteiligten gelungen. Auf seinen Urlaubsreisen besuchte er nicht nur die hervorragendsten technischen Anstalten, Volkschriftsteller und Redakteure, sondern machte sich auch auf die Suche nach guten Lichtbildern und Gemälden bei Photographen, Künstlern, in Museen und Klöstern. Gleichzeitig setzte eine persönlich überwachte, bedeutende Reklame durch Prospektversendungen und Ankündigungen des Unternehmens ein. Als Seelsorger hatte der Verstorbene nebenbei Fröhpredigt in der Stadtpfarrkirche, Religionsstunden in der Klosterschule und war ein eifriger Förderer des Apostolates der christlichen Töchter. Außerdem leitete er ein Wochenblatt. Die St. Josefbücherbruderschaft war nicht nur in Osterreich, sondern auch in Deutschland bald sehr beliebt geworden. Die Jahresgabe, bestehend aus fünf Büchern, wies 1400 Seiten und 340 Bilder auf. Die Mitgliederzahl stieg nach dem siebenten

Jahre von 60.000 auf 100.000 und wurde die Gründung einer Filiale in Deutschland (Rosenheim) notwendig. Klimsch hatte immer neue großzügige Pläne. Er gründete die Zeitschriften: „Glück ins Haus“, die „Illustrierte Mädchen- und Frauen-Zeitung“, kaufte die Burschen-Zeitschrift „Edelweiß“ an, welche Verdienste nun auch eine ehrenvolle Auszeichnung fanden. Die Hauptarbeit nahm oft bis zur Erschöpfung der Ausgezeichnete meist auf sich. Als alles in schönster Entwicklung war, kam das katholische Kärnten durch den Zusammenbruch der verfehlten Sonderunternehmungen Kaisers in eine sehr schwere Geldkrisis. Obwohl die Bücherbruderschaft als Presseunternehmen daran nicht beteiligt war, mußte Dr. Klimsch doch viele Reisen zur Aufklärung und Wiederherstellung des Ansehens derselben unternehmen. In zäher Ausdauer gelang es ihm auch, dieses Unglück wesentlich zu mildern. Die fortwährende anstrengende Tätigkeit schwächte aber die Sehkraft seiner Augen so, daß er den ihm so lieb gewordenen Beruf als Direktor der Bruderschaft aufzugeben gezwungen war. Deshalb wurde er zum Dechant (9. März 1913) und Stadtpfarrer von Wolfsberg bestellt. Für sich anspruchslos, widmete er sich mit der ganzen Innigkeit seines tiefen Gemütes den seelsorglichen Pflichten. Er war ein Freund der Armen und war es seine größte Sorge, Seelen für den Himmel zu gewinnen. Er förderte besonders die religiösen Vereine, gründete auch neue und predigte Sonntags öfter selbst zweimal. Täglich weilte er vor dem Allerheiligsten und war unermüdet im Beichtstuhl. Als sich seine Augen auf ein Gelübde hin wieder besserten, griff er neuerlich wieder zur Feder, und es erschienen mehrere Bücher, begeistert für Christi Sache. Das große Werk: „Die übernatürliche Welt“ konnte er noch vollenden. Im ganzen schrieb er über fünfzig Werke, von denen über dreißig erschienen sind. Die Presse schrieb ihm zum Nachruf: Dr. Klimsch war ein Schaffer und Bauer, der neue Wege ging, mit Zuversicht neue Gebiete erschloß, was für das religiöse Leben der Bücherbruderschaft von ganz besonderer Bedeutung war. Geschicklichkeit und große Fähigkeit waren ihm eigen. Durch die Sankt Josef-Bücherbruderschaft wurden in den 18 Jahren sei-

ner Leitung rund 15 Millionen katholische Bücher verbreitet. Dr. Klimsch marschierte mit seiner St. Josef-Bücherbruderschaft, diesem in seiner Art größten und originellsten katholischen BÜCHERVEREIN, an der Spitze in dem großen Kampfe gegen die christentumfeindliche Bücherliteratur. Welcher Segen durch Klimsch gestiftet wurde, das weiß Gott allein. Die ganze katholische Welt ist ihm dafür zum Danke verpflichtet. Möge Gott der Herr dafür sein übergroßer Lohn sein in der Ewigkeit. Wir aber wollen mit Dankbarkeit sein im Gebete gedenken. „Selig sind die Toten, die im Herrn sterben, denn ihre Werke folgen ihnen nach,“ steht mit Recht auf seinem Grabsteine geschrieben.

Spittal, im Sommer 1922.

Der Herausgeber.

HEIMAT,
SÜßE
HEIMAT!



O süße Heimatlüfte,
Wie weht ihr doch so mild,
Wie labet ihr, o Lüfte
Vom heimischen Gefild'!

Was auch auf fernen Wegen
Das Herz für Freuden fand,
Es gibt den reichsten Segen
Doch nur das Heimatland.

Ob höh'rer Glanz und Schimmer
Die Fremde gleich erhellt,
Die Heimat bleibt doch immer
Der schönste Fleck der Welt.

(Joh. W. Vogl.)



Das Herz tut mir weh, schreibt Rosegger, wenn ich meinen auswandernden Landsleuten nachdenke. Nachdem sie mit erhitzter Phantasie den Rest ihrer Habe zusammengerafft haben oder bettelarm fortgezogen sind von der Väter Scholle, nachdem die bittere Abschiedsträne getrocknet ist, wird ihr Herz wohlgemut. Einem neuen Leben geht es zu in einer neuen Welt! Sie kommen an die Hafenstadt, sie sehen das Meer, höher steigt ihr Mut trotz mancherlei Plackereien, und mit Freuden verlassen sie den europäischen Boden; aber ich habe in

Bremerhaven einmal einen heimkehrenden Auswanderer gesehen, der sprang von der Schiffsbrücke aufs Land, mit ausgebreiteten Armen warf er sich zu Boden und küßte weinend die heimatische deutsche Erde. Das war der wenigen Glücklichen einer; die meisten kommen nicht mehr zurück, so gerne sie auch möchten.* Und dann teilt Rosegger den Brief eines Auswanderers in Neugranada mit. Da heißt es unter anderem, daß der Schreiber in einer Baracke aus ein paar Brettern und Struppwerk auf welchem Graße liege. Diese Hütte heiße man dort das Spital. Links und rechts Fieberkranke, Sterbende. Ums Lager Rattern, Kröten, Ratten und anderes Ungeziefer. Zum Tranke gelbes, stinkendes Wasser. Und weiter: „So viel ich Haare auf dem Kopfe habe, gereut es mich, daß ich mein Vaterland verlassen

* Peter Rosegger: Volksreden, 2. Auflage, Berlin, Seite 46.

habe. Dort wäre mir jetzt keine Arbeit zu schlecht, kein Brot zu hart. Noch ein junges Blut und muß schon sterben. Und bete noch alle Tage, daß ich bald sterben kann, denn was das für ein Leben ist in diesem Lande — o Gott! — Wenn es nur alle wüßten drüben und daß sich keiner mehr verleiten ließe.“

Wie viele starben in Sehnsucht nach der Heimat!
Wie viele könnten mit dem Dichter Theodor Fontane rufen:

Ich bin hinauf, hinab gezogen,
Und suchte Glück und suchte es weit,
Es hat mein Suchen mich betrogen,
Und was ich fand, war Einsamkeit.

Ich hörte, wie das Leben lärmte,
Ich sah sein tausendfarbig Licht,
Es war kein Licht, das mich erwärmte,
Und echtes Leben war es nicht.

Und endlich bin ich heimgegangen
Zu alter Stell' und alter Lieb',
Und von mir ab fiel das Verlangen,
Das einst mich in die Ferne trieb.

Die Welt, die fremde, lohnt mit Kränkung,
Was sich, umwerbend, ihr gesellt;
Das Haus, die Heimat, die Beschrän-
kung,
Die sind das Glück und sind die Welt.

„Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blicke dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brausten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christentumes ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.“

So schildert die Heimat der Dichter E. M. Arndt.

Die Heimatliebe ist kein ausschließlicher Besitz eines bestimmten Volkes. Gott hat diesen „frommen Strahl“, wie Geibel sagt, in jeder Brust angezündet; im Norden wie im Süden fließt dieser „unergründliche Born der Sehnsucht“. Doch gibt es gewisse Völker, bei denen man ihn ganz besonders stark rauschen hört. Zu diesen Völkern zählen in erster Linie auch die Deutschen. Darum ist denn auch die Poesie des deutschen Volkes so überaus reich an Liedern, welche dem Heimweh wahr, innig und ergreifend Ausdruck verleihen.

Inmitten der herrlichen Natur Griechenlands, umgeben von Erinnerungen an die klassische Zeit, kann der Dichter seine deutsche Heimat nicht vergessen:

Ich saß auf zack'gem Fels und lauschte,
Ob nicht aus Nord ein Lüftchen rauschte:
Das sog ich durstig atmend ein,
Als ob's mich tief erquickten müßte;
Es konnte ja zur fernen Küste
Ein Gruß aus Deutschlands Wäldern sein!
(Geibel.)

In dem weinen Vaterlande liegt irgendwo ein Winkel, den wir als die engere Heimat bezeichnen, wo unser Vaterhaus stand, wo wir unsere Jugend verbracht:

Stiller Weiler, grün umfungen
Von beschirmendem Gesträuch,
Kleine Hütte, voll Verlangen
Denk' ich immer noch an euch.

Da ist uns jeder Baum und Strauch, jeder Zoll des Bodens heilig. Wehmütig gedenken wir der fernen Lieben, vor allem der treusorgenden Eltern. Der Röhrenbrunnen, aus dem wir geschöpft, das Glockengeläute, das uns zur Kirche rief, die Linde, die uns im Sommer kühlen Schatten bot — selbst der Traum macht uns ihr Bild wieder lebendig.

Im Gedanken an die Heimat wird der Schweigsamste redselig. Da erzählt er, wie's Vater und Großvater getrieben haben, wie Base und Better, Bruder und Schwägerin haufen, dahin geht er, wenn er seinen

langen Urlaub im Jahr erhält. Und wenn einer sagt: „In das gottverlassene Nest kriegen mich keine zehn Gäul' mehr,“ so ist zehn gegen eins zu wetten, daß der Mann nichts taugt und daß seine eigenen Arbeitskameraden keine Achtung mehr vor ihm haben. Er mag ein Menschenalter von daheim fort sein, es bleibt sein „Daheim“, und wenn er vom „Unterland“ redet, so steigt sein Dorf vor ihm auf mit dem Kranz der Obstbäume und dem dünnen Geläut seiner Kirchenglocken.

Ich vergesse nicht, schreibt K. Hesselbacher, wie glücklich das Gesicht eines alten Mannes im Karlsruher Krankenhaus aufstrahlte, als er sagte: „Ich kann gottlob noch heim. Ich habe mir in meinem Dorf ein Häuslein behalten, damit ich dort meinen Kopf hinlegen kann, wenn ich nimmer schaffen kann, und dort sterben kann.“

Fast in allen Jugenderinnerungen, von bedeutenden Männern niedergeschrieben, kehrt diese wehmütige Klage wieder, bei keinem inniger und ergreifender als bei Hansjakob, vornehmlich in seinen „Erinnerungen aus meiner Jugendzeit“. „Nur der Dichtung ist's gegeben,“ sagt Franz Alfred Wuth, „wie sich in Lautropfen das Himmelsblau abspiegelt, den Kinderhimmel sich im Liede abspiegeln zu lassen . . . O, daß man sie (die Jugendzeit) noch einmal zurückrufen könnte! Doch hin ist hin. Das Herz war so voll, zum Brechen schier, und doch wob ein wunderbarer Frühling sein Grün bergauf, bergab, und die Nachtigallen schlugen, und die Lerchen stiegen schon in aller Herrgottsfrühe über dem stillen Feld auf. Mein Frühling ist gewesen.“

Auf einer Rheinfahrt hört Geibel lustige Studenten sein Wanderlied singen, das er einst gedichtet, als er noch Student war zu Bonn am Rhein. Wie das Schifflein glänzend entschwebt, erfäßt ihn tiefes Heimweh:

Es zog dahin, dahin —
Still saß ich, rückwärts lugend;
Mir war's, als führe drin
Von dannen meine Jugend.

Wie wehmütig sehnt sich Alban Stolz nach seinem geliebten Murgtal, der ersten Stätte seines seeleneisfri-

gen Wirkens! „Es ist neu erwacht,“ so heißt es in einer wunderbar schönen Stelle seiner „Witterungen der Seele“, „das Heimweh nach dem Murgtale, nach den dunklen Waldungen und den gotischen Häusern von Gernsbach. O süßes Thal, o liebes Ufer, o ahnungsvolles Rauschen im Fluß und in Tannenwipfeln; o stünd' ich dort und könnte seine Luft atmen und wonnig mich umschauen; stünd' ich dort, ach nur auf dem Kirchhofe von Gaggenau morgens früh, wenn die Lebendigen noch schlafen, oder abends, wenn vor der Dämmerung mich das Auge nicht mehr erkennen kann, oder wenn schon der Mond heraufgezogen ist.“

Wenn du noch eine Heimat hast,
So nimm den Ranzen, nimm den Stecken,
Und wand're, wand're ohne Rast,
Bis du erreichst den teuren Flecken.

Und strecken nur zwei Arme sich
In freud'ger Sehnsucht dir entgegen,
Fließt eine Träne nur um dich,
Spricht dir ein einz'ger Mund den Segen. —

Ob du ein Bettler, du bist reich,
Ob krank dein Herz, dein Mut beklommen,
Gesunden wirst du allsogleich,
Hörst du das süße Wort: Willkommen!

Und ist verweht auch jede Spur,
Zeigt nichts sich deinem Blick, dem nassen,
Als grün berast ein Hügel nur,
Von allem, was du einst verlassen: —

O, nirgends weint es sich so gut,
Wie weit dich deine Füße tragen.
Als da, wo still ein Herze ruht,
Das einstens warm für dich geschlagen.

(Albert Trager.)

Ein Grab in der Heimat, der letzte Wunsch hienieden!

Traute Heimat meiner Väter!
Wird bei deines Friedhofs Thür
Nur einst früher oder später
Auch ein Ruheplätzchen mir!

fang einst Salis-Seewis, der sein Schweizerland nimmer vergessen konnte, und der greise E. M. Arndt, dessen letzte Blicke sich nach den vielen Stürmen seines Lebens seinem geliebten Rügen zuwendeten, drückt den gleichen Wunsch aus, ohne jedoch auf Erfüllung desselben rechnen zu können:

O Land der dunklen Haine,
O Glanz der blauen See,
Du Eiland, das ich meine,
Wie tut's nach dir mir weh!
Nach Fluchten und nach Zügen
Weit über Land und Meer,
Mein trautes Ländchen Rügen,
Wie mahnst du mich so sehr!

Fern, fern vom Heimatlande
Liegt Haus und Grab am Rhein,
Nie werd' an deinem Strande
Ich wieder Pilger sein.
Drum grüß ich aus der Ferne
Dich, Eiland, lieb und grün:
Sollst unterm besten Sterne
Des Himmels ewig blüh'n!

Peter Rosegger schrieb einen hübschen Aufsatz über die „Sucht zu reisen und die Kunst, zu Hause zu bleiben“.

Wenn alles vom Reisen und Wandern spricht, wenn Bücher und Zeitungen immer wieder von den Schönheiten der Alpen, Italiens, der Ost- und Nordsee, des Rheins, der Karpathen usw. erzählen, mit beredten Worten und reizenden Bildern; wenn der Nachbar zur Rechten fortgeht und der Nachbar zur Linken, wenn der Hausgenosse selbst auf Reisen ist, und du hast die Lust des Wanderns bereits kennengelernt, wirkliches und eingebildestes Bedürfnis nach Luftveränderung regt sich,

das Auge möchte neue Bilder sehen, dich zieht's zu anderen Menschen und ihrer Lebensweise, zum guten Ton gehört es auch, alljährlich ein- oder zweimal in die Welt zu fahren — das und anderes wirkt in dir und nun ist es eine schwere Sache, zu Hause zu bleiben, schwer, wenn man es muß, noch schwerer, wenn irgendwo noch ein Loch offen ist, den heimischen Wänden zu entfliehen.

Da ist es wahrhaft gut, die Kunst zu lehren, zu Hause zu bleiben. Und das tut Rosegger und beweist uns mit dem Beispiele eines Taglohnschreibers im Bezirksamte zu K., daß man mit offenem Sinn und tiefem Gemüt gar nicht weit zu gehen braucht, um die Welt schön zu finden. Unser Taglohnschreiber also hatte ein freundliches Stübchen, er hatte Tabak. Und nachmittags, wenn er vom Amte heimgekommen und sein Mittagsbrot verzehrt hatte, ging er auf Reisen. War's im Sommer, so konnte er Weltreisen unternehmen, er ging in die Wälder hinaus, in die Täler, die jenseits des Bergzuges lagen, zu den Seen und Flüssen, oder machte eine Bergpartie, daß er in die Hochalpen hineinblicken konnte, oder ins weite Flachland hinaus, wo fern im Blauen die Mauern einer großen Stadt schimmerten. Ich vermute, daß ihm die Sehnsucht nach den Gletschern oder nach den Herrlichkeiten der Stadt nicht allzu weh getan haben wird, denn er wußte: Es kann nicht sein. Waren die Tage kürzer, so machte er kleinere Touren, ging in die näheren Dörfer, sprach in Bauernhäusern zu und sah, wie die Leute arbeiteten und lebten. Im Winter stand er in der Morgen- oder Abenddämmerung oben auf dem Feldrain und schaute herab auf den stattlichen Markt, ergözte sich an den Späzen, die auf den Dächern hin- und herflogen, beobachtete Wind und Wetter, gesellte sich zu den Leuten und kam dann allemal hochvergnügt nach Hause. Den ganzen Abend wußte er ihr zu erzählen, ihr, die mit dem Strickstrumpf auf der Ofenbank saß. Nun ja, wer eine Reise tut! Da hatte er irgendeine seltsame Erscheinung gesehen, einen Hasen, der übers Feld sprang, eine Raupe, die den Baum hinan wollte und immer wieder herabfiel, einen Stein, auf dem roter Schimmel wuchs; oder die unendliche Pflanzenwelt war's im Walde, oder die Wasser-

spiele waren es im Bach oder See, oder die Beschäftigung der Bauern und wie sie's machen, und warum so, und was sie sagen, und was einem oder dem anderen zugestoßen, und wo er dem Pfarrer begegnet, der spazieren gegangen, und daß der vornächtige Sturm dem Eibelbauer ein großes Brett vom Dache gerissen — oder ihm war gar irgendwo selbst ein Abenteuer begegnet, das er dann ausspann mit all seiner stillen Freude darüber, daß sein Leben so reich an Wunderlichkeiten war.

Ja, dieser alte Lohnschreiber, das war einer, der ohne „Reisen“ und „Landpartien“ nicht hätte leben können! Als er kränklich wurde, mußte er sich mit Spaziergängen der besonnten Mauer des Hauses entlang, oder in die Küche, in das Vorhaus hinaus zufrieden geben. Auch von solchen Ausflügen kam er niemals ohne Erfolg zurück, von einem Käser mindestens oder von einem Sandkorn, das die Mauer herabgefallen sei, mußte er immer zu erzählen.

Ihr, die ihr nicht reisen könnt, reiset wie dieser Mann — bleibt zu Hause. Bleibt zu Hause und tut einmal das Auge auf für die Welt, die euch umgibt. Die ist groß, noch immer viel zu groß, als daß ihr sie fassen und begreifen könntet, so groß, daß ihr alle Fähigkeiten eures Geistes und Herzens daran beschäftigen und sättigen könntet — wenn auch ihr so groß wäret.*

Ich tauschte mein Dörfchen, mein Hüttchen so hold,
Mit keinem Palaste von lauterstem Gold,
Das Dörfchen ist einsam, das Hüttchen ist arm;
Die Herzen darinnen, sie lieben mich warm.

Mein Hüttchen vergoldet der sonnige Schein;
Es wachsen die Trauben zum Fenster herein,
Ein Kränzlein von Blumen das Dörfchen umzieht;
Drin singen die Säger des Himmels ihr Lied.

Und wollte der König mir geben den Thron,
So lief ich lachend und singend davon;
Ich sänge: „Herr König, o nein, o nein!“
Und spränge zu Vater und Mutter hinein.

(Staubes Kinderbüchlein.)

* Peter Rosegger: Bergpredigten, 10. Auflage. Leipzig, Verlag von E. Staackmann, 1911. Seiten 134—135, 137—138.

„Es ist schmäählich,“ sagt schon der jüngere Plinius, „im Vaterlande zu leben und es nicht zu kennen.“

Es ist etwas Rührendes, wie der deutsche Bauer seine Heimat als das Allerhöchste und Allerkostbarste der Welt preist; der Fischer bleibt auf der Hallig, wenn ihm das Meer auch noch so oft eine jahrzehntelange Arbeit wegreißt; wie der Tiroler Bauer sein karges Berggütel liebt, ob er auch jedes Frühjahr wochenlang die Erde auf dem Rücken den steilen Fels hang hinanschleppen muß, die der Erdsturz, „die Mure,“ ihm heruntergeschwemmt hat, wie bei uns in Baden der Odenwälder auf dem Winterhauch seinen Buchweizen pflanzt, als seien es die schönsten Kornfelder, und der Schwarzwälder seinen Hof rühmt, selbst wenn seine Kinder zwei Stunden weit durch Schnee und Eis zur Schule müssen. „Da bin ich daheim,“ das macht den schlechtesten Mann zum König. Das Menschengeschlecht, das seine Heimat als das Höchste auf Erden lieben gelernt hat, ist nicht umzubringen. Es gleicht dem Riesen in der Sage, der, von einem Stärkeren niedergeworfen, nur den Erdboden zu berühren braucht, um, mit zehnfacher Kraft ausgerüstet, wieder emporzuschellen. Das Heimatgefühl macht die Massen der einzelnen zur Nation, zum zusammengeschlossenen Volk. Das gibt uns die Bürgerschaft der Dauer, mag kommen, was will.

(Karl Hesselbacher.)

Wer kennt keine Heimat? Das Kind des Schauspielers, das von seinen ersten Erdentagen an nie an einem Ort so lange verweilt hat, um ihn näher kennenzulernen und zu ihm in persönliche Beziehung treten zu können. Keine Heimat hat auch das Großstadtkind, das den größten Teil seiner Jugendjahre im engen Hinterhaus oder in der dumpfen Kellerwohnung zubringt und mit dem Getriebe der Straßen nur bekannt wird, wenn es seinen Weg durch diese zur Arbeit oder zum Betteln nimmt. Ähnlich aber ergeht es im Sinne unserer Betrachtung — und das ist das Bedeutsame an der Sache — auch dem Großstadtkinde, das seine Jugendjahre zwar in Reichthum und Sorglosigkeit zubringt, aber von überbesorgten Eltern möglichst vor jeder Berührung mit der Außenwelt bewahrt wird. Es lernt weder Wind und Wetter noch Blumen und Son-

nenschein auf seine Art kennen, darf nach eigener Herzensregung weder mit Tieren noch mit Menschen Freundschaft schließen. Verkümmert jenes im Geist und verödet sein Gemüt vorzeitig, so bleiben Herz und Sinn bei diesem nicht minder arm, denn es wird vorzeitig verzogen und unselbständig und verfällt unfehlbar entweder einer vornehmen Blasiertheit, oder es wird eingewandter, aber hohler Schwächer.

Für das Wesen der Heimat ist es also zunächst gleichgültig, woran sich die Erinnerung knüpft, ob an Sonnenschein und Marmortempel oder an Moor und Sand. Nicht gleichgültig aber ist, in welche inneren Beziehungen wir zu den Gegenständen und Personen und Einrichtungen der Heimat von Jugend an getreten sind. Diese Beziehungen müssen derart sein, daß sie in uns lebhaftere Erinnerungsbilder erzeugen, die von nicht minder lebhaften Gefühlstönen begleitet sind. Letzteres wird besonders dann der Fall sein, wenn wir durch dauernden Umgang die einzelnen Erscheinungen der Heimat nicht nur gründlich kennengelernt, sondern mit ihnen auch vieles erlebt haben.*

Erste Freuden, erste Schmerzen,
Die bewegt des Kindes Brust:
Lieber wurzeln sie im Herzen
Als des Mannes Weh und Lust!

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gefogen,
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt doch vor allen dir gewogen,
Fühlt überall zu dir sich hingezogen.

(Wieland.)

Freuen wir uns der Heimat!
Zurück zu ihrer Einfachheit, ihrer Natürlichkeit!

Feinsinnig schreibt Franz Zach hierüber: „Ein Wort ist wieder in Wert gekommen: Volkstum — ein Wort, mit dem man vor dem Krieg Fangspiel trieb. Wir haben uns erinnert, daß wir alle ursprünglich

* W. Rein, Jena, Deutsche Schulerziehung, München 1907, S. F. Lehmanns Verlag, Seiten 174, 175.

Bauern waren, daß unser Vater, Großvater oder Ahne irgendwo in deutschen Landen seine Scholle bestellte, ehe der große Aufschwung in Industrie und Weltverkehr begann. Wir haben diese Abstammung längst vergessen. Nur in unserem Unterbewußtsein regte sich manchmal ein seltsamer heimatlicher Trieb, über den wir uns weiter keine Rechenschaft gaben. Eine Art Heimweh überkam uns an schönen Sommertagen — und wie Kinder die ersten Gehversuche machen, tasteten wir uns aus Kanzlei und Mietkaserne ins Freie. Ausflüge, Sommerfrischen, Villenkolonien, Gartenstädte sind die sichtbaren Erscheinungen dieses Heimwehs nach der treuen Heimatscholle, von der uns ein Hauch seit Vätertagen im Herzen weht. Aber wir sind nicht als einfache, frohe, einfältige Söhne zur Mutter Heimaterde gekommen, sondern als Beamte, Gelehrte, Industrielle — wir haben die Stadt und ihr unwahres Wesen mit auf das Land genommen. Und wir liefen unehrerbietig über das Antlitz der Heimat, raubten dem Kornfeld den Blumenschmuck und zertraten das Gras wegen eines Schmetterlings.

Im Getriebe des modernen Lebens und in der Eier des haschenden und überreizten Genusses ist uns die Freude und die seelische Verbindung mit dem Heimatboden verlorengegangen. Der Weltkrieg hat uns mit Donnerstimme zugerufen: Zurück zur Heimat! Wir müssen werden, wie unsere Ahnen waren. Wir müssen pflegen die gute deutsche Art, die einfache Sitte, die Heimatliebe und die Familientreue unsrer Väter. Zünden wir das wärmespendende Herdfeuer an, dann werden Gemeisinn und religiös-sittlicher Hochsinn unser Vaterland wiederum zu einem köstlichen Friedensland umgestalten. Auf zur Arbeit!

Erst gehörs du deinem Gotte,
Ihm zunächst der Heimaterde,
Bist du stark, sei froh; am stärksten
Ist der Mann am eig'nen Herde.*

Nach Hans Schrott-Fiechtl ist Heimat das Größte, das Gewichtigste, was die Welt kennt, denn wer die

* Franz Zach, „Auf der Wetterwarte der Zeit“ Verlag Mertel, Klagenfurt. Seiten 123, 124.

Heimat nimmer im Herzen hat, ist nah, ganz nah beim Lumpen. Wer sie aber andächtig und freudig in seiner Seele haltet, dem ist sie Pflug und Leitseil, Wonne und Kraft. Heimat ist das Größte, was der Herrgott hat schaffen können auf Erden, das Allergrößte.

Heimwärts.

Zur Heimat geht's. Greif aus mein Tier.
Zum frischen, fröhlichen Jagen:
Du mußt mich heute ins Bergrevier,
In die Heimatberge tragen.

Leb' wohl, du Fremde, und nimm den Dank,
Ich hab' viel Freude gesunden;
Doch ward mein Herz vor Sehnsucht krank,
Es kann nur d a h e i m g e s u n d e n.

(Josef Seeber.)

Daheim.

Ein Weg durch Korn und roten Klee,
Darüber der Lerche Singen,
Das stille Dorf, der helle See,
Süßes Wehen, frohes Klingen.

Es wogt das Korn im Sonnenbrand,
Darüber die Glocken schallen —
Sei mir gegrüßt, mein deutsches Land.
Du schönstes Land vor allen.

(E. v. Schönau-Carolath.)



Selig Daheim



Kleines Häuschen — ein Baum davor,
Grünendes Weinlaub um Fenster und Tor,
Blickende Schelben. Gardinen schlicht,
Überall Blumen und Sonnenlicht
Und ein zwitscherndes Vögelein. —
Welt — da mag es gemütlich sein?

Helle Augen im ganzen Haus,
Lachen und Singen, tagein, tagaus,
Fröhliches Schaffen, Gottseligkeit,
Und eine Welt, so sonnig und weit,
Lauter Menschen, die gut zu mir sind,
Bin doch ein — glückliches Menschenkind.



Was ist das Schönste in der Heimat? Das eigene Haus, die eigene Wohnstätte, und wenn es auch nur ein Stübchen ist. — Nur ein kleines Stübchen, wenn ich hätte, jammern die armen Leute im Versorgungsheim. Sie haben es in der weiten Kaserne, in der sie jetzt leben, erkannt, wie schön es für sie war, als sie im Bauernhofe noch ihren kleinen Winkel hatten, mit ihren kleinen Habseligkeiten, den paar Kleidungsstücken, einen Nähkorb und einigen Büchern der St. Josef-Bücherbruderschaft. Wie sich der Aermste nun nach einem eigenen Winkel

sehnt, so ist ein schmuckes Heim auch die Sehnsucht und das Ideal jedes arbeitenden jungen Mannes aus dem Volke. Ohne eigenen Herd ist der Reiche doch nicht reich und der arme Mann des Volkes am eigenen Herd nicht arm.

Hast du schon von den Tausenden Armen in der großen Weltstadt London gehört, die überhaupt kein Quartier besitzen? Untertags hungern sie auf den Straßen und Plätzen herum, sobald es Nacht wird, kriechen sie in einen Wagenschuppen oder unter eine Brücke oder gar in die Abzugskanäle, wo sie vor den Unbilden der Witterung einigermaßen gesichert sind. Die Anzahl der Obdachlosen in London wird zur Sommerszeit mindestens auf 20.000 gerechnet. Wo sich diese Unglücklichen in den rauhen Wintermonaten aufhalten, ist selbst der Polizei ein Rätsel; ab und zu gibt ein Erfrorener oder

Verhungertes auf dem Londoner Pflaster Zeugnis dieses Elendes. Wie glücklich sind diesen Armen gegenüber die Hunderttausende und wären es auch nur arme Tagelöhner, die wenigstens ihr eigenes Stübchen haben!

Auch das kleinste Zimmer kann zum Paradiese werden.

Draußen ziehen weiße Flocken
Durch die Nacht, der Sturm ist laut;
Hier im Stübchen ist es trocken,
Warm und einsam, still vertraut.

Sinnend sitz ich auf dem Sessel,
An dem knisternden Kamin,
Rochend summt der Wasserkessel
Längst verklung'ne Melodien.

Die wirklichen Freuden des Hauses kommen nicht von außen. Der Mann, sagt Emerson, dem der Ton seiner eigenen Küchenglocke und das Lied der Holzscheite auf seinem eigenen Herde lieber ist als alle Musik, dieser Mann besitzt Quellen des Trostes, von denen andere keine Ahnung haben.

Schon die Stille deines Stübchens tut dir oft so wohl. Seneka sagt einmal: „Die Seele, welche sich von der Außenwelt losgesagt hat und sich in sich selbst wie in eine Festung zurückzieht, ist uneinnehmbar. Alle Geschosse fallen unter ihren Mauern wirkungslos nieder. Das Geschick hat überhaupt keine so langen Arme, wie man wohl glaubt: Es packt nur die, welche sich zu nahe heranwagen. Unsere Festung muß die Einsamkeit sein. Verstehen wir es, uns ab und zu in die Einsamkeit zu flüchten, so fallen die Geschosse der Welt, die Scheelsucht, ihr Klatfch, ihr Neid, ihre Bosheit wirkungslos zur Erde. Uns trifft nur das, was wir selber in die Burg unserer Seele einlassen. Die Welt- und Gesellschaftsmenschen wissen wenig von den Segnungen dieses stillen Burgfriedens. Sie stürzen sich auch ohne Not in den Kampf des Lebens, haben hundert eingebildete Verpflichtungen und tausend unnötige Sorgen. So fürchten sie sich schließlich auch vor allerlei Dingen, die vernünftigerweise nicht zu fürchten sind, und vor aller-

lei Möglichkeiten, die vielleicht niemals verwirklicht werden.*

„Wenn ich zurückdenke über mein Leben,“ sagt Alban Stolz, „und die glücklichsten Augenblicke herauslese, so finde ich sie stets in der Einsamkeit.“ „Die Einsamkeit stellt die Harmonie des Körpers und der Seele wieder her,“ schreibt Baron A. M. Lüttwich.

Es ist unberechenbar, welche reiche Schätze an innerer Glückseligkeit du gewinnen kannst, wenn du es verstehst, dich in dem stillen Frieden deines kleinen Zimmers wohl zu fühlen; wenn du es gelernt haben wirst, dich zu sammeln, nachzudenken, die Gedanken anderer durch das Lesen zu deinen eigenen zu machen und die übrigen zu Papier zu bringen. In der wehevollen Stille dieser häufigen Stunden des Alleinseins wirst du viele stille Freuden erleben.

Du wirst dir dann selbst zur angenehmsten Gesellschaft. Der heilige Schutzengel wird gerne bei dir weilen und dir seine Nähe fühlen lassen: Durch so manchen Antrieb zum Guten — durch ein plötzliches Licht, das deinen Verstand erhellt — durch ein freieres Atmen der Seele — durch Hilfe bei deinen täglichen Arbeiten, wodurch dir diese plötzlich leichter und angenehmer vorkommen gehen; kurz durch eine Menge unmerklicher und kaum nennenswerter Zeichen, welche jenen wohl bekannt sind, die sich die große Kunst des Alleinseins angewöhnt und angeeignet haben.**

Gib dich in deinem Stübchen manchmal der Betrachtung und sinnenden Überlegung hin. Ich spreche hier nicht von der rein religiösen Betrachtung, welche ja mehr als alles andere deine Seele erheben wird, ich meine, du kannst an jedem Gegenstand deiner Wohnung lernen, Gott dankbar zu sein für all die großen und kleinen Schätze, welche hundert Menschenhände zur Bequemlichkeit deines Wohnens und Lebens in der Stube dir schufen.

Denke, wenn du am frühen Morgen in deine Kleider schlüpfst, dich wäschst und pudest, deine Milch, deinen Kaffee oder deine Schokolade trinkst oder deine Mehl-

* Ansgar Albing, Religion in Salon und Welt. Regensburg 1907, Seiten 126, 127.

** Karoline Fürstin von Sayn-Wittgenstein. Seiten 255, 256.

suppe löffelst, wenn du dein Mittagmahl iszt, und in deiner Kommode kramst, wieviel fremde Hände tätig gewesen sind oder sein mußten, um dir diese Kleidung, diese Nahrung, dein Obdach oder deine Gerätschaften zu erarbeiten. Wenn du das Stückchen Zucker in deine Kaffeeschale wirfst, magst du dir vorstellen, daß eine Rübenmenge von acht Kilogramm und die Bodenbestellung von etwa zwei und einhalb Quadratmeter erforderlich ist, um ein einziges Kilogramm Zucker zu schaffen. Wieviele Hände regten sich im fernen Brasilien oder Arabien, auf den großen Schiffen im Meere und auf den Ufern der Hasenstädte, um dir die Schale Kaffee zu liefern. Die Gewürze, welche dir die Speisen schmackhaft machen, wuchsen im heißen Indien oder auf den Sundainseln. Der Tee wurde von bezopften Chinesen gesammelt. Selbst der armselige Hering könnte eine ganze Geschichte von schweren Plackereien fleißiger Schifferleute erzählen. Und das Stückchen Brot und Käse und die Kartoffeln und das Fleisch und das Gemüse und der Reis und das Öl und der Tabak: von wie vielen hundert Händen, vielleicht in allen fünf Weltteilen, mußten sie erarbeitet werden. Und die Schale aus Porzellan und der silberne Löffel und das Stück Seife, wie viele Füße und Hände setzten sich in Bewegung in dunklen Bergeschachten und in rußigen Fabriken. Und die Leinwand und die Wolle und der Filz des Hutes und der Pelz, den du trägst, und die Federn und das Schuhwerk und all deine Kleidung und Wäsche, wie viel Schweiß klebt an ihrer Erzeugung.

Ein ganzes Dorf, eine ganze Stadt voll Menschen hat sich bemüht, um dir den Lebenshalt recht angenehm und abwechslungsreich zu machen.

Es gehört zu meinen Lieblingsgedanken, nachzuspüren, wie die ganze Welt bemüht ist, unsere Bequemlichkeit zu erhöhen. Die Nadel, der Knopf, die Feder, das Geldstück, das durch unsere Hände gleitet, welche Wege haben sie genommen, wieviele Menschaugen haben schon auf sie geblickt.

Die Stadt Solingen allein beschäftigte im Jahre 1911 nicht weniger als 43.680 Menschen im Stahlgewerbe. Hast nicht auch du ein Messerchen aus Solingen?

Der Nachener Nadelbezirk stellte seinerzeit alljähr-

lich viereinhalb Milliarden Nadeln im Werte von etwa sechs Millionen Mark her. Es mögen an 3000 Arbeiter und Arbeiterinnen sein, welche das Nadelgewerbe von Aachen und seiner Umgebung beschäftigt.*

Aus welchen Schächten ist das Metall gekommen, durch welche Maschinen ist es gelaufen, wieviele Menschen in allen fünf Weltteilen gebrauchen eine ähnliche Nadel, ein ähnliches Werkzeug wie ich?

Da sind die Steinkohlen, die in den Ofen geworfen werden. Woher sind sie? Aus einem der ungeheuren Steinkohlenlager der Erde. Jährlich sind in den letzten Jahren zirka 900 Millionen Tonnen gefördert worden. Sie stammen von untergegangenen Wäldern, die viele Tausende von Jahren alt sind und die kein Menschenauge geschaut hat.

Eine elektrische Klingel und ein Telephon verbinden mich mit der Außenwelt, elektrische Ströme, weither geleitet von einem frischen Alpenflusse, vermitteln mir auf Wunsch hin Ströme von Licht. Zu jeder Stunde setzt das Telephon mich instand, mit 300 bis 500 Kilometer weit entfernten Freunden wie mit Hausgenossen zu plaudern und zu verkehren.

Der Briefträger bringt ein Paket von Briefen und Zeitungen. Einige sind weit her übers Meer geschwommen. Die Zeitungen unterrichten mich Tag für Tag über Weltereignisse in allen Teilen der Erde.

Mitunter mache ich eine Wanderung in meinem eigenen Zimmer. Alles ist mir daselbst lieb, bei jedem Gegenstand tauchen Erinnerungen und Bilder in meiner Phantasie auf. Habe ich auch nicht Möbel aus Mahagoni-, Sandel-, Eben- und Rosenholz, so freut mich doch mein Betstuhl von einer Zirbelliefer, die im Wind und Wetter auf den Hohen Tauern stand, besitze ich auch nicht tausende Mark werthe Teppiche aus Persien oder Indien, so gedenke ich doch bei dem Anblick des Fuchsfelles, das vor meinem Bette liegt, des listigen und doch überlisteten Meisters Reineke und seiner Schandtaten und des Teppiches aus Eichtäzchenfellen der vielen vergnügten Stunden, die ich in stillen Wäl-

dern verlebte. Zieren meine Fenster auch nicht Seiden- und Brokatgewebe im Preise von 100 oder 120 Mark der Meter, so sind mir die einfachen Vorhänge und Decken doch lieb, da Mutter- und Schwesterhände daran gearbeitet haben. Konnte ich mir auch nicht teure Originalgemälde erwerben, so sehe ich doch täglich mit Freuden nach dem Farbenholzschnitte, welches den Paradiestanz von Fra Angelico und seine holdseligen Engel, nach dem Stahlstich von Deger, der die Verkündigung des Engels an Maria, nach der Farbenphotographie, welche den Heiligen Vater Papst Pius X. in den vatikanischen Gärten, nach dem Ölgemälde, welches den Heiland predigend am See Genesareth, darstellt. Das Herz-Jesu-Bild, mit Rosengerank umgeben, ruft mir allzeit zu: Ich will die Häuser segnen, wo mein Bild aufgestellt ist. Wenn ich zur Uhr blicke, denke ich oft, welche Stunde wird meine Todesstunde sein und in welcher wird die Gnade Gottes mich zur Freude der Ewigkeit führen?

Wieviel erzählt mir erst mein Photographienalbum und wieviel die Päckle Briefe!

Kann aber nicht jeder ähnliche Feierstunden in seinem Stübchen halten? Wie freundlich und voll Reiz blickt nun erst ein Häuschen oder ein Stübchen, aus dessen Fenster Blumen lachen. Meine guten Eltern haben es stets so gepflegt und hat die Blumenfreude ihnen viel Genuß bereitet und manche ermunternde Anerkennung eingetragen. Mit warmen Worten wird dieses friedliche Glück „mit Blumen und Zeisig am Fenster“, die stillen, blumengeschmückten Hauswinkel gepriesen.

Der deutsche Dichter singt:

„Bei meinen Eltern, wohin man sieht,
Duftet's von Blumen, grünt und blüht:
Von allen Fenstern, von allen Tischen,
Aus allen Ecken, von allen Nischen
Leuchtet's von Farben, rot und blau.
Künstliche Blumen und lebende Ranken
Schlingen sich bunt, wie Sommergedanken,
Um die Bilder an allen Wänden.
Blumen, Blumen an allen Enden!
Und meine Mutter, die sorgliche Frau,

Findet immer noch dunkle Stellen,
Sie durch Blumen aufzuhellen.
Diese Blumenfreude beglückt meinen Sinn:
Es liegt was Verträumtes, Deutsches darin
Was sonnig Verliebtes, Sinniges, Gutes.
Wir wollen das treuen, bewahrenden Mutes
Einst auch in unserem traulichen Stübchen,
Aufrecht erhalten, mein liebes Liebchen:
Wir wollen das Dunkle aus allen Ecken
Durch duftende Blumen und Farben schrecken.
Und wenn wir in uns was Dunkles finden,
Wollen wir helle Blumen drum winden!" *

„Wenn wir vom Elternhause reden,“ schreibt A. Steeger, „so sind es doch nicht nur die Eltern allein, denen unser pietätvolles Gedenken zukommt, sondern es ist eben auch das Haus, selbst der äußere Bau und seine Umgebung und all das Leben, das sich darinnen vollzog, die lieben Geschwister und Hausgenossen, die Dienstboten und Nachbarn, ja die Haustierte und Möbel und sonstigen Gegenstände, zwischen denen wir aufwuchsen.

Das alles übt Einfluß aus auf unser Seelenleben, für uns vielleicht unmerklich und in unbedeutenden Zügen; aber schließlich besteht die Summe unseres Seelenlebens aus vielen, zum Teil unendlich kleinen Posten, und gar manchmal ist das gering Scheinende viel bedeutamer, als wir annehmen.**

Die lieblichste Geselligkeit ist diejenige in der Familie und unter Geschwistern. Maria Domanig schildert sie: „Gibt es etwas Traulicheres als unsere winterlichen Abendstunden daheim? Knisterndes Feuer im Ofen, helles Licht über dem großen Familientisch, die Vorhänge tief herabgelassen, daß sie schützen gegen jeden neugierigen Blick. Und wir alle beisammen. Denn wenn uns auch die verschiedenen Berufe und Schulen untertags trennen, wenn wir Papa seit dem Morgen nicht mehr gesehen haben — abends müssen wir alle

* Dr. Heilmann, „Stunden der Stille“, Freiburg i. Br. Verlag Herder, Seite 156.

** A. Steeger, „Friede und Freude“, Schnell'sche Verlagsbuchhandlung, Warasdorf i. W., Seite 143

daheim sein. Darauf hält er ganz streng. Und gerne folgen wir. Da wird dann erzählt von den Erlebnissen des Tages, dies und jenes gefragt, dann wohl auch etwas gelesen, das alle interessiert. Zwanglos und herzlich gibt sich jedes und jeder Abend festigt neu die Liebe der ganzen Familie.

Vielleicht muß man einmal in der Fremde, fern von der Heimat gewesen sein, um so recht diese Stunden des Zusammenlebens zu schätzen. All die anderen Freuden kommen von außen, die aber wächst so recht aus dem Innern heraus. Sie ist nicht etwas, das von den Stunden verweht wird, sie gibt einen Halt für den ganzen Tag, ja für das ganze Leben.

Freilich müssen die Abendstunden wirklich froh und traut, vor allem gemütlich sein.“*

Wie viel Glück birgt eine solche christliche Familie.

Ja — Selig, wem ein Heim beschieden,
Sei's ein Hüttchen nur ein kleines,
Wo die Liebe wahrt den Frieden,
Wo ein Weib ein treues, reines,
Emsig schafft und sorglich waltet,
Wo das Feuer nie erkalтет. (L. v. Heemstede.)

Vater, Mutter erzählen! betteln so gerne die Kleinen, wenn die Dämmerstunden sich verlängern, das Feuer seinen Schein so behaglich durchs Zimmer wirft und die Mutter die Lampe noch nicht anzünden will.

Und geht dann Rotkäppchen durch den Wald und Sneewittchen über die sieben Berge, wie lauschen atemlos die sonst ruhelosen Köpfschen; sind Hänsel und Gretel in Gefahr und ist Dornröschen endlich erlöst — wie schauern die kleinen Gestalten oft zusammen in unbewußter Ahnung der Schönheit des deutschen Märchenwaldes!

Hat so jeder Tag im häuslichen Leben seine kleinen Freuden, die Familienfeste seien für klein und groß von besonderer Weihe überstrahlt. Namenstag, Geburtstag oder Hochzeitstag der Eltern geben den Kindern Veranlassung, ihnen ihre Liebe und Dankbarkeit zu

* Maria Domanig, „Reichspost“, 26. Jänner 1913

beweisen, sie mit kleinen Proben ihrer kindlichen Kunstfertigkeit zu erfreuen.

Und welche Freude für die Eltern, von Jahr zu Jahr die Fortschritte ihrer Sprößlinge wahrzunehmen! Befriedigt von des Sohnes Fleiß, legt der Vater die sauberen Zeichnungen seines Ältesten in ein Gefach seines Kabinetts, sie dauernd aufzubewahren. Wie rührt es Mütterlein oft noch nach Jahrzehnten, wenn das erste mühsame Machwerk des Töchterleins ihr zufällig wieder in die Hände kommt — ein gestricktes Staubtuch vielleicht, in dem die fehlerhaften Maschen ein unbeabsichtigtes, gar wunderbares Muster bilden. Wie Musik aber tönt es in das Ohr des Vaters und der Mutter, wenn das kleinste aus der Kinderschar in noch ungeübten Lauten ein Verschen stammelt, daß die größeren Kinder ihm geduldig beigebracht haben. Der kleine Schelm merkt aber nichts von der freudigen Nührung, die seine kindlichen Segenswünsche verursachen, er schaut nur immer nach dem großen Festkuchen, der blumengeschmückt die Tafel ziert; und auch die größeren freuen sich auf das, was nun einmal auf dieser Erde zur Erhöhung jeglicher Feststimmung gehört: besondere Tafelfreuden!

Auch die Kirche feiert ihre großen Familienfeste: das liebliche Weihnachtsfest, das zugleich so voll und ganz zum herrlichen Familienfeste geworden; die stimmungsvolle Leidenswoche mit dem triumphierenden Abschluß des Ostertages; der Weiße Sonntag, der als unvergeßlicher Erinnerungstag im Leben der weitaus meisten katholischen Christen steht; Pfingsten, die goldene Festzeit im kirchlichen Leben wie in der Natur. Und zum Schluß des Kirchenjahres wieder zwei Erinnerungs- und Gedenktage: Allerheiligen und Allerseele, dem Andenken jener gewidmet, die dieses Erdenhaus bereits vertauscht haben. *

Keinen Ort fasset der Erdkreis,
Heiliger noch als diesen,
Was auch der Himmel umspannt,
Wo auch kreisen die Sterne.

* Adèle Sieger: „Aus der Frauenwelt“, Köln a. Rh., Seiten 30—33.

So lautet die Inschrift auf dem heiligen Hause von Loreto, welches einer alten Überlieferung gemäß die Wohnung der heiligen Familie zu Nazareth gewesen sein soll. Man braucht nur zu erwägen, daß Maria und Josef wußten, daß ihr wunderbares Kind der Sohn Gottes war und daß Maria und Josef mit besonderen Gnadenvorzügen ausgestattet waren und es ist uns vernünftigerweise gar nicht anders möglich, als die Wohnung der heiligen Familie zu Nazareth für das Muster, Vorbild und Beispiel jeder Familie und jeder Häuslichkeit zu halten. Hier herrschte innigste Liebe und Frömmigkeit, süßester Friede und seligste Freude, entzückende Treue und Freundlichkeit, zarteste Sorge und wunderbarer Einklang der Seelen.

Auch unser stilles Heim gleiche dem Glücke in Nazareth!

Das Kreuz in der Zimmerecke soll der Mittelpunkt des häuslichen Lebens sein. Dorthin sollen Braut und Bräutigam ihre ersten Schritte lenken, wenn sie in ihr Heim einziehen, dorthin soll man das neugeborene Kind tragen und es dem Schutze des göttlichen Kinderfreundes empfehlen; dort sollen Vater und Mutter die Kinder beten lehren, sollen ihnen sagen, daß der Heiland dort alles sieht und hört, was man im Hause tut und denkt und redet. Unter dem Kreuze sollen Vater und Mutter ihren Sohn, ihre Tochter segnen, ehe sie in die Welt hinausziehen. Und wenn Sorgen und Trauer, Not und Kummer allzuhart auf die Elternschultern drücken, ist der Gekreuzigte im Herrgottswinkel ihr bester Freund und Helfer.

Wenn es so in einem Hause gehalten wird, dann ist dieser kleine Platz im Zimmer wahrhaft ein Heiligtum, an das sich die schönsten und seligsten Erinnerungen des Lebens knüpfen. Dann wird das christliche Haus in Wirklichkeit zu dem, was man Heimat nennt: zur Heimat nicht bloß des Leibes, sondern noch mehr der Seele. Wer in einem solchen Hause aufgewachsen und erzogen worden ist, mag später fern von der Heimat unter fremden, schlechten Menschen weilen, in stillen Stunden wandern seine Gedanken heimwärts zum Elternhaus, zum Kreuzifix in der traulichen Stubenecke, vor dem er im Kreise der Lieben seine selbige Kindheit

und Jugend verlebt hat. Und wäre er seitdem tief in Unglauben und Laster gefallen: wenn er der Heimat gedenkt und ihres Heiligtums, dann packt es ihn und führt ihn im Geiste zurück zum Elternhaus. Jedes derartige Haus, das sein Heiligtum besitzt, sei es auch das kleinste Bauern- oder Arbeiterhaus, wird so zu einer Lebensquelle, an der die franke Menschheit wieder genesen wird.*

Ein sehr bekannter Segensspruch lautet:

„Wo Glaube, da Liebe,
Wo Liebe, da Friede,
Wo Friede, da Gott,
Wo Gott, keine Not!“

Und ein Volkslied aus dem 16. Jahrhundert singt von dem Glücke der Genügsamkeit:

• Freund, ich bin zufrieden,
Geh' es, wie es will!
Unter meinem Dache
Leb' ich froh und still.
Mancher Tor hat alles,
Was sein Herz begehrt;
Doch ich bin zufrieden,
Das ist Goldes wert.

Leuchten keine Kerzen
Mir beim Abendmahl,
Blinken keine Weine
Mir in dem Pokal, —
Hab ich, was ich brauche,
Nur zur Zeit der Not;
Süßer schmeckt im Schweiß
Mir ein Stückchen Brot.

Schallet auch mein Name
Nicht in fernem Land,
Schmücken mich nicht Titel,
Stern und Ordensband;

* Dr. Heilmann, „Zwischen Alltag und Ewigkeit“, Freiburg
i. Br., Herder Verlag, Seite 134.

Nur des Herzens Adel
Sei mir höchste Lust,
Und zum Wohl der Brüder
Atme meine Brust.

Geben auch Paläste
Mir mein Obdach nicht;
Auch in meine Hütte
Scheint der Sonne Licht.
Wo die Freude wohnet,
Wohnt und schläft man froh,
Ob auf Eiderdunen,
Oder auf dem Stroh.

Keine Pyramide
Zieret einst mein Grab,
Und auf meinem Sarge
Prangt kein Marschallsstab;
Friede aber wohnet
Um mein Leichentuch;
Ein paar Freunde weinen,
Und das ist genug.



**Das Glück
wahrer
FREUNDSCHAFT**



„Ein Freund, der dir den Spiegel zeigt,
Den kleinsten Flecken nicht verschweiget,
Dich freundlich warnt, dich sorglich schilt,
Wenn du nicht deine Pflicht erfüllt:
Das ist dein Freund,
So wenig er's auch scheint.
Doch wenn dich einer schmeichelnd preiset,
Dich immer lobt, dir nichts verweist,
Zu Fehlern gern die Hände beut.
Das ist kein Freund,
So freundlich er auch scheint.

(Gellert.)



Der Mensch ist „ein gesellschaftliches Wesen!“ sagt schon der alte Philosophen berühmteste, Aristoteles; er ist darauf angewiesen, in Gesellschaft zu leben, mit den Menschen zu verkehren, von ihrem Munde zu lernen und seine Tat nach der ihrigen einzurichten. — Zu einer mehr oder minder nahen Berührung mit der Welt ist selbst der hartnäckigste Einsiedler dann und wann gezwungen. Eine vollständige Abschließung verträgt kein Mensch, und wir sehen, daß Verbrecher, die zu langer Einzelhaft verurteilt sind, leicht dem Wahnsinn ver-

fallen. Auch in den Klöstern läßt man vollständige Vereinsamungen aus religiösen Gründen nicht zu.

Wer den Verkehr mit anderen nicht mehr verträgt, der vernachlässigt seine Erziehung, denn er entwickelt eine Eigenart, der die scharfen Kanten nicht durch die Berührung mit anderen abgeschliffen wurden. Nur nicht aufgehen in der Welt darf man, sonst verflacht man; nicht versinken im Getriebe der Welt, sonst erstickt man.*

Die Bibel enthält besonders herrliche Worte, um zur freundlichen Aufnahme Fremder anzuleiten, sie meint, man könne niemals wissen, ob nicht ein Engel des Herrn bei uns Herberge nimmt, sie erzählt von der

* Dagobert v. Gerhardt-Amyntor, „Der Plauderer an der Jahrhundertwende. Elberfeld, Seiten 193, 194.

eifrigen Bewirtung der tüchtigen Martha und von Marias gastlicher Liebe. Großgedachte Gastfreundschaft war im Orient selbstverständlich.

Wenn die Menschen in der Gesellschaft kleiner sind als in der Einsamkeit, schreibt Emerson, so sind sie dafür doch in manchen Hinsichten größer. Sie entzünden einander und wirken mit solcher Kraft gewissermaßen ansteckend, daß jede lebendig erzählte Geschichte andere zum Vorschein bringt.*

Der Heiland sandte stets zwei Jünger gleichzeitig aus, damit sie aneinander Liebe, Verträglichkeit und Tugend üben.

Die Geselligkeit ist eine wertvolle Ergänzung des Familienlebens, aber sie darf auch nicht mehr als eine solche sein. Wenn Ehegatten von einer Gesellschaft zur anderen eilen, wenn sie heute ihre ganze verfügbare Zeit und noch einige Stunden der Nachtruhe dazu opfern müssen, um Besuche zu machen, wenn sie morgen eben so wenig eine Minute Zeit für sich erübrigen können, weil sie Gäste empfangen müssen, wenn sie übermorgen den Abend im Gasthaus oder in einem Vergnügungsort zubringen, so kann von einem Familienleben, ja von einer Ehe in höherem Sinne nicht mehr die Rede sein. Besser als ein so unstetes Wander- und Zigeunerleben ist dann schließlich noch das selbstgewählte Einsiedlerleben in seiner Enge und Einseitigkeit. Kinder, die in einem Hause aufwachsen, in dem die Eltern eigentlich nur die Schlafstätten besitzen, haben keine Heimat, kein Vaterhaus. Sie werden sich auch „zu Hause“ — das Wort paßt kaum noch — nicht wohl fühlen und sich gerade wie die Eltern hinaussehnen.

Soll dauernd das Haus deines Friedens besteh'n,
Dann darfst du nicht viel unter Menschen geh'n.
Sie trüben den Glanz und zertreten dein Glück,
Und du bringst Verlust statt Gewinnes zurück.

Nicht zuviel geselliges Leben! sei die eine Regel;
die andere laute: Keine wahllose Geselligkeit!

Trotz aller Selbstsucht, die wie ein scharfer Ostwind

* Emerson, „Gesellschaft und Einsamkeit“, 11. Aufl., Jena 1907, Seite 181.

die Welt durchkältet, wird die ganze Menschenfamilie von einem Element der Liebe wie von einem feinen Äther umspült. Wieviele Menschen treffen wir in diesem oder jenem Hause, mit denen wir kaum einmal sprechen und die wir doch ehren und die uns ehren! Wieviele sehen wir auf der Straße oder in der Kirche, deren Gegenwart uns mit einem warmen Gefühl der Freude erfüllt, wenn wir auch nichts sagen. Lies die Sprache dieser wandernden Augenstrahlen! Das Herz weiß, was sie bedeuten.

Geben wir uns dieser menschlichen Zuneigung hin, so verspüren wir als Wirkung eine gewisse herzliche Fröhlichkeit. (Emerson.)

Manche Menschen brauchen gar nicht zu reden, nur zu blicken, und man wähnt eine tiefsinnige Musik zu hören, ein Gemälde des innersten Wesens sich aufrollen zu sehen — solche Magie hat das Auge.

Wie falsch wäre es aber, solchen Regungen und Gefühlen allein zu folgen. Wieviele unglückliche Bekanntschaften sind auf diese Art entstanden! Augen können täuschen und Gefühle täuschen besonders häufig.

Überall muß Verstand und Vernunft und müssen die Grundsätze der Religion und Sittlichkeit mitreden. Was sagt Vernunft und Religion?

„Man meide,“ sagt Ommer in seinem herrlichen Buche über die Freundschaft, „jeden engeren Verkehr mit den Sklaven des Hochmutes, der Eitelkeit und Gefallsucht.“

Der Hochmütige liebt immer nur sich selbst. Darum wird er von allem ein Bündnis mit den seinem Ehrgeize Schmeichelnden suchen, mit Berühmten, Mächtigen, Reichen, kurz mit allen, welche über ihm stehen. Die „Freundschaft“ dient ihm als Mittel zur Erreichung seines selbstsüchtigen Zweckes.

Die Eitelkeit, ein Charakterzug der kleinlichen, leichtfertigen und trägen Seelen, ist die Tochter des Hochmutes und die Schwester der Beschränktheit. „Sie macht,“ sagt Me. de Flahaut, „die Jugend schuldig und das Alter lächerlich.“ Der Eitle glaubt, anderen nichts zu schulden, hält aber alle sich selbst für verpflichtet. Er ist gewöhnlich eigensüchtig und leichtfertig.

Um geschmeichelt zu werden, müssen die Eitlen und

Hochmütigen selber schmeicheln. „Die Schmeichelei aber,“ sagt Tacitus, „ist das gefährlichste Gift, das die Freundschaft zu fürchten hat.“ Sie untergräbt die Liebestraft, sie verdirbt das Herz.

Die widerwärtigste Klasse der Eitlen ist die der Gefallsüchtigen. Der Gefallsüchtige, von der Herrlichkeit seiner eigenen, kleinlichen Persönlichkeit überzeugt, wird niemals eine vollständige Gleichberechtigung des Freundes anerkennen. Der Freund des Unsinigen wird diesem ähnlich, sagt der Heilige Geist. Sich freundschaftlich einem Unlauteren einen, heißt, sich beständiger Versuchung aussetzen, sich mit einem siegesfähigeren Feinde messen. Ein solches Verhältnis wird in Verderben enden, in eine unvermeidliche Trennung auslaufen. Denn der Unkeusche vermag sich einem Freunde nicht unverbrüchlich anzuschließen; er ist unbeständig in der Freundschaft wie in der Leidenschaft, und er verläßt deren Gegenstand, sobald er einen anderen, von größerer Anziehung, lockenderem Entgegenkommen findet.

Heinrich VIII., dieses gekrönte Ungeheuer, ließ auf dem Schafott die von ihm einst überschwenglich geliebten Gattinnen enden: nachdem er sie genossen und sich an ihnen übersättigt hatte, haßte er sie mit der Wut eines wilden Tieres. (Ommer, S. 60, 61.)

Konfutsse, der große „Prediger der Gerechtigkeit“ im alten China, hat uns ein schönes Wort hinterlassen: „Freundschaft mit jemand schließen, heißt: sie schließen mit seiner Tugend; es darf nie andere Gründe dazu geben.“ *

Religion, Ehre und Würde verpflichtet dich, nur mit demjenigen Freundschaft zu schließen, der deren Hut und Bürgschaft besitzt: Die Tugend der Reinheit.

Diese herrliche Eigenschaft erhöht den Sterblichen über seine Natur, gibt seinem Außern einen unbestimmbaren Reiz des Adels und Zartsinnes: Den Widerschein keuscher Seelenschönheit. Ihr Strahlenglanz gewinnt und bezaubert alle Herzen von gleicher Veranlagung. (Ommer, S. 59.) Keuschheit bringt verbor-

* Dagobert v. Gerhardt-Amyntor, „Der Plauderer an der Jahrhundertwende“, Elberfeld, Seite 187.

gene Freuden, sie ist die Mutter heiliger Gottesliebe und atmet Wohlgeruch aus. Keuschheit gibt Heldenmut und erzeugt Tugenden.

Nichtübereinstimmung in religiösen Grundsätzen und Anschauungen ist ein Haupthindernis wahrer Freundschaft, aufrichtige Frömmigkeit das größte Fördernis derselben.

Wie tugendhaft und fromm auch ein Mensch sei, hat er das Unglück, sich mit einem Gottlosen zu verbinden, so wird er dessen verhängnisvollem Einfluß unterliegen, wird allmählich seine religiösen Gefühle verlieren und schließlich die dem eigenen früheren Leben schnurstracks entgegenlaufenden Anschauungen und Grundsätze annehmen. — Wenn dagegen die Religion das ganze Dasein eines Menschen leitet und regelt, so wird sie immer dessen Glück wie persönliche Würde bewahren. (Ommer, S. 54, 55.)

Weitere Bedingungen echter Freundschaft seien Ehrenhaftigkeit, wahre Nächstenliebe und Lauterkeit.

Sollen sich edle Geselligkeitskreise bilden, so ist die eine Vorbedingung: Gegenseitige Achtung. Und wodurch ist diese Achtung zu erringen? Dafür gibt es für den Durchschnittsmenschen nur ein Mittel: Handle in jeder Hinsicht achtungswert, dann wird es dir an Achtung nicht fehlen.

Hiezu aber ist notwendig:

1. Sittliche Unbescholtenheit.
2. Gediegene Kenntnisse und Fertigkeiten.
3. Ehrlicher Wille.
4. Reifliche Überlegung.
5. Uneigennützigkeit des Handelns.

Ein zweites Mittel ist: Jenen Personen, die man der Geselligkeit und Freundschaft wert hält und zu Freunden gewinnen möchte, unauffällig Entgegenkommen zu beweisen, durch Freundlichkeit, frei von Launen, und besonders durch persönliche Hilfeleistung, wo solche möglich und voraussichtlich nicht unerwünscht sein dürfte.

Hast du einen wirklichen Freund gewonnen, dann kommt das Schwierigere: Sich den Freund erhalten. Und nun beginnt der Kampf, der Kampf mit sich selbst.

Durch näheren Verkehr mit dem neuen Freunde

wirft du auch die menschlichen Schattenseiten desselben wahrnehmen. Diese zu übersehen, mag oft nicht leicht sein, allein, wenn der Freund in der Hauptsache achtungswert ist, kannst und mußt du über minderbedeutende Unebenheiten hinwegsehen, eingedenk dessen, daß du selbst ja durchaus nicht fehlerfrei bist.

Weiter kann aber der Freund Wünsche und Begehungen äußern, die deinerseits vielleicht empfindliche Opfer bedingen. Ist die Freundschaft dessen wert, so scheue selbst ein erschwingliches Opfer nicht.

Endlich kann es geschehen, daß der Freund einen Fehltritt begeht. Nun sei du der Freund in der Noth! Hüte dich, über ihn den Stab zu brechen, ehe du alle einschlägigen Umstände genau und lückenlos erforscht hast. Gewiß wird sich dann manches klären und dir die ganze Sache in anderem Lichte erscheinen. „Und wenn der Freund dich kränkt, verzeih' es ihm und versteh', es ist ihm selbst nicht wohl, sonst tät er dir nicht weh.“

Pater Avila sagt: „Wähle einen Freund unter tausend!“ Aber der hl. Franz von Sales, dieser erleuchtete Führer nach Vollkommenheit strebender Seelen, rät, „einen unter zehntausend zu wählen.“ Denn weniger Menschen, als man anzunehmen pflegt, vermögen dieses Amt auszufüllen. (Ommer, S. 51.) Echtes Christentum läßt aber wahre Freunde finden, du kannst sie dir auch erbitten.

Wieviele Beispiele reiner, erhabener Freundschaft bietet das Christentum! Hat doch Christus selbst aus der von ihm mit gleicher Liebe umfaßten Apostel- und Jüngerschar einzelne durch besondere Freundschaft ausgezeichnet. Der hl. Johannes, Lazarus und Magdalena erfreuten sich dieses unvergänglichen Vorrechtes, und das Evangelium überliefert uns in so tief ergreifenden wie schlichten Worten die unvergleichlichen Freundschaftsbeweise, deren Jesus sie würdigte. Niemals gab es innigere, zartere, beglückendere, vollkommene Freundschaft als die des Erlösers während seines irdischen Lebens. Der göttliche Meister wollte nicht nur das natürliche Gefühl der Freundschaft bestätigen: Er wollte dieser auch noch den Stempel der Heiligung aufdrücken und sie durch die Krönung der ewigen Vereinigung belohnen.

Die Geschichte berichtet uns, wie große und heilige Seelen das göttliche Beispiel nachgeahmt, welchen Wert sie zu allen Zeiten der wahren Freundschaft beigelegt haben. Indem sie deren Gesetze mit genauester Sorgfalt befolgten, wandelten sie hoch über dem Erdenstaub, in liebevoll getreuer, bis über das Grab reichender Gemeinschaft den schmalen, aber sicheren Pfad der Tugend und somit des echten Glückes. Heben wir aus endloser Zahl einige heraus: Jonathan und David, die Heiligen Petrus und Markus, Paulus und Timotheus, Hieronymus und Marcella, Martinus und Hilarius, Eulalia und Leokadia, Bernhard und Hugo von Genoble, Franziskus von Sales und Johanna Franziska von Chantal. Wie köstlich war die Freundschaft eines St. Gregor von Nazianz, einer St. Petronella, einer St. Thekla, einer St. Monika, eines St. Johannes Chrysoströmus und eines St. Basilii! Letzterer z. B. war dem hl. Johannes Chrysoströmus so rückhaltlos ergeben, daß er nicht ohne ihn leben konnte und mit Freude sein Leben für ihn geopfert hätte. Solche Liebe mußte entsprechende Gegenliebe finden, und so beschloßen die beiden Freunde, sich gemeinsam in die Wüste zurückzuziehen, ein Plan, den nur unüberwindliche Hindernisse zu zerstören vermochten.

Nichts zarteres und beglückenderes, als die Dienstleistung eines Freundes.

Wie schön und erhaben ist das Amt der Freundschaft in der Stunde der Trübsal! Die Welt verläßt uns dann, flieht uns sogar. Der Freund aber naht mit offenen Armen, sucht uns zu stützen und, wenn möglich, die drückende Last von uns zu nehmen. Kann er es nicht, so hilft er sie wenigstens tragen, und wir wissen ja, geteiltes Leid ist halbes Leid. Die Welt wird unserer Klagen bald überdrüssig; der Freund jedoch will kennen und ergründen, was uns niederbeugt. Sein liebendes Herz würde der Verdacht oder die Gewißheit eines uns geheim gehaltenen Kummers geradezu schmerzen. (Dmmer, S. 91.)

Der echte Freund erkennt wohl die Mängel des anderen, aber seine liebevolle Nachsicht läßt ihn sie ohne Verdruß oder gar Widerwillen ertragen.

Groß sind die Freuden wahrer Freundschaft, denn

Freundschaft setzt einen vollständigen Austausch der Gedanken und Wünsche voraus, eine ununterbrochen vertrauliche Mitteilung über das ganze äußere und innere Erleben der Freunde. Dieser gegenseitige Erguß zweier Herzen, dieses vollkommene Ineinanderaufgehen läßt sie die unmittelbarsten und köstlichsten Freuden genießen. (Ommer, S. 90.) Sie teilen ihre Hoffnungen, ihre Ehren, ihre erfreulichen Erlebnisse, ihre Wünsche, ihre Siege. Sie unterstützen sich bei ihren Lesungen, Erfahrungen, bei ihren Studien und Arbeiten. In ihren Gesprächen sind sie nicht zurückhaltend, der Vorteil, den der eine erlebt und erringt, ist die Freude auch des anderen.

Oft wendet sich ihr Gespräch religiösen Gegenständen zu, den Gefahren der Welt, der Eitelkeit alles dessen, was die Menschen Reichtum, Ehre, Ruhm und Größe nennen. Dann halten sie Einkehr bei sich selber, vergleichen das Glück ihrer Freundschaft mit anderen irdischen Freuden, setzen es weit über diese, da sie es auf Gottesliebe gegründet wissen. (Ommer, S. 99.)

Die Freundschaft ist eine Sonne, deren wohlthuende Strahlen in die entferntesten und dunkelsten Orte dringen, überall Leben, Wärme und Frohsinn verbreitend. Ein Balsam ist sie, der alle Wunden lindert und heilt, ein Schutzengel, der uns mitten durch dieses Tränental auf die sicheren Pfade der Tugend und der Seligkeit leitet. Der hl. Ambrosius sagt am Schlusse seines Werkes „Von den Pflichten“: „Wo gibt es Höheres, als die Freundschaft, das gleicherweise wie sie, den Menschen und den Engeln zugehört? Der Trost unseres Lebens ist ein Freund, dem wir unser Vertrauen eröffnen, der in die Geheimnisse unseres Herzens, wie in die des eigenen, schaut. Bewährt an jedem Orte und zu jeder Stunde, teilt er unsere Freude und unser Leid; in der Zeit der Anfechtung aber hält seine Stimme uns aufrecht. Unsere Seele eint sich so vollkommen der seinen, daß ein Wunder sich vollzieht: Zwei werden eins, um es für immer zu bleiben.“

Die Weltweisen des Altertums bezeichneten die Freundschaft als einen Anker jeder Moral, jeder Kultur. In Griechenland und Rom errichtete man ihr Al-

täre und Tempel; selbst die verwildertsten Völker ehren sie als kostbares Gut.

Mancher macht sich vielleicht nie klar, welchen Teil seines Erfolges er der Aufmunterung und Unterstützung seiner Freunde verdankt und ist geneigt, sich alle seine Leistungen ausschließlich selbst zuzuschreiben. Wenn wir jedoch aus unserem Leben alles das streichen wollten, was andere Freunde an Anregungen und praktischer Hilfe beitragen, wenn wir vom öffentlichen guten Ruf, den wir genießen, den Teil abziehen wollten, den die Freunde uns erringen halfen, oder gar die Stellen aufgeben würden, bei deren Erlangung ihre Unterstützung wesentlich war, dann würde die Summe unseres Erfolges bedenklich zusammenschmelzen.

Einige gute Freunde oder auch nur ein einziger können für jeden jungen Menschen ein unschätzbares Kapital werden.

„Du bist,“ so schrieb einst ein junger Künstler an seinen Freund Friedrich Overbeck, „du bist, ein tröstender Engel, hingetreten zwischen mich und meine Leidenschaft; in deiner Nähe bin ich ruhig und besser geworden, und so lange ich bei dir war, hat die Gemeinheit, die uns alle erdwärts zieht, keine Macht über mich gehabt. Deine sanfte Gewalt, die ich nie, nie vergessen werde, trat oft so wohlthätig, vom Lichte der Unschuld umstrahlt, aus dem Nachtgewölk, daß meine Sinne mit Entsetzen umrauschte.“

Willst du dir wahre Freunde sichern, so ermüde nicht in rechten Freundesdiensten, die auch, im Lichte der Ewigkeit betrachtet, als solche gelten.

Wer Tugenden besitzt, wird sicherlich ein guter Freund und Gesellschafter sein, doch darf es nicht die eine oder die andere Tugend sein, sondern alle Tugenden in ihrer Harmonie. Pater Sebastian von Der hat sie in seinen Plaudereien über die Tugenden recht liebenswürdig geschildert.

Es sind: Selbstbeherrschung, Uneigennützigkeit, Opferwilligkeit, Verschwiegenheit, Friedfertigkeit, Pünktlichkeit, Pflichtgefühl, Wohlwollen, Höflichkeit, Liebenswürdigkeit, Zartgefühl, Heiterkeit, Mitgefühl, Bescheidenheit, Aufrichtigkeit, Ehrgefühl, Dankbarkeit, Weichherzigkeit, Pietät, Klugheit und Treue.

Der Herr schenke uns recht viele von ihnen zum
eigenen und zum Nutzen der Mitwelt!

„Weißt du ein Herz dir schlager
Das treu gesinnt dir ist,
In deinen trübsten Tagen
Fühlst du, wie reich du bist.

Es kommt wie Sonnenlächeln
Dir in der tiefsten Nacht,
Wie milden Westwindsfächeln
In eis'ger Winterpracht.

Wem solch ein Schatz beschieden,
Kann nicht verloren sein,
Du wandelst still in Frieden
In Sturm und Sonnenschein.

Bis zu den spätesten Tagen
Fühlst du, wie jung du bist,
Weißt du ein Herz dir schlagen,
Das treugesinnt dir ist.“

(Jul. Große.)



DIE FREUDEN DES LANDLEBENS.



Ich kenne die Freuden des ländlichen Lebens,
Ich kenne die Freuden der lärmenden Stadt,
Ich sehnte mich oft nach Gesundheit vergebens,
Ich seufzte nach Tugend, die Stadt macht nur glatt.

Doch ach, ich verdanke mein ruhiges Leben,
Dem Freunde, der hiervon gerettet mich hat.
Er sprach: „Willst du jeßund Gehör mir nur geben,
Verlasse das eitle Leben der Stadt.“

Wo findet man wohl die erfrischenden Lüfte?
Wo sind wohl die Blumen auf grünender Flur?
Wo sind die erquickenden, heiteren Düste?
Wo? als bei dem ländlichen Reiz der Natur?

Da ward ich erst glücklich, da lernt ich erst Tugend,
Da fand ich das frohe, gesellige Glück.
Nie sehn' ich mich zu der verklossenen Jugend,
Nie sehn' ich mich zu den Städtern zurück.

(Annette v. Droste-Hülshoff.)



Immer wurde von größten Denkern der Wert, die Notwendigkeit, der Segen ausgedehnter Landwirtschaft und starken Bauertums für ein Land in kultureller, militärischer und hygienischer Hinsicht betont; heute wird neuerdings das Lob des Bauern gesungen. Vor hundert Jahren schon schrieb Moritz Arndt: „Der Bauer ist des Vaterlandes erster Sohn; wer ein festes und glorreiches Vaterland will, der mache festen Besitz und beste Bauern.“ Als Goethe einmal, in niedergeschlagener Stimmung, sich so recht das Elend der Mensch-

heit vergegenwärtigte, glaubend, die Welt wäre nach und nach reif zum Untergang, erwiderte ihm Eckermann, er dächte oft ähnlich; aber wenn er dann irgendein Regiment deutscher Dragoner an sich vorüber-schreiten sehe und die Schönheit und Kraft der jungen Leute erwäge, so schöpfe er wieder Trost und sage sich, daß es auf die Dauer um die Menschheit doch nicht gar so schlecht bestellt sei. Darauf antwortete Goethe wörtlich: „Unser Landvolf hat sich freilich fortwährend in guter Kraft erhalten, und wird hoffentlich noch lange imstande sein, uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und auffrischen.“

Nach dem hl. Augustin ist die Landwirtschaft und

der Ackerbau der idealste Wirtschaftszweig, weil er eben nicht nur den Körper in gesunder Weise beschäftigt, sondern auch die Seele in bester Weise anregt. Das Land ist die Heimat der Kultur. Wenn heute gefragt wird, wo die Seele Deutschlands blühe, das Herz Österreichs oder Ungarns schlage, so wird kein Mensch sagen, im Berliner oder Münchener Kaffeehaus und Theater, in den Essener oder Pilsener Fabriken, in den Welthotels oder Bars von Wien und Dfenpest, auch nicht einmal in den Amtshäusern und Regierungspalästen besagter Groß- und Weltstädte, sondern auf dem Lande und bei der Bürgerschaft der kleineren Städte, in den Pfarrhäusern der Provinz, in den kleinen Gymnasiums-, Universitäts- und Militärstädten, in Bonn, Würzburg, Bamberg, Marburg, Tübingen, Salzburg und Ragusa. Der Mensch, der geborene König der Natur, kann wahrhaft ausblühen auch nur im Zusammenhang mit der Natur; die Großstadt mag ihm wertvollste Anregungen bieten, aber das Beste seiner Seele kommt nicht zur Reife ohne immer wieder erneuerten Verkehr mit der Natur, ohne Leben auf dem Lande, ohne Leben in der schweigenden Einsamkeit des Landes.

Der Leipziger Geschichtschreiber Professor Lamprecht fragte amerikanische Professoren, woher ihre besten Studenten kämen. Sie antworteten: Von den Farmern.*

Und doch, in Scharen strömen die Leute den Städten zu. Innerhalb eines Jahrzehntes haben Großstädte ihre Einwohnerzahl um Hunderttausende vermehrt.

Während das platte Land und die Gebirgstäler sich entvölkern und die Bauern ob der Dienstbotennot ihre Felder nicht mehr bestellen können, harren Tausende in den Städten auf Verdienst und Stellung. Einzelnen gelingt es, sich ein besseres Plätzchen durch Arbeit und Fleiß zu erobern, allein die meisten hätten sich auf dem Lande eine behagliche Existenz und die Ruhe des Gemütes bewahrt, während sie in der Großstadt verkümmern und verwelken.

* Nach Dr. Josef Eberle, „Die Ueberwindung der Plutokratie“ Tyrolia, Wien 1918.

Leider erkennen es die Verblendeten oft zu spät, daß sie, einem Trugbild nachjagend, um Flittergold ein kostbares Gut, das Glück des Landlebens, leichtsinnig verschert haben. Nicht, als ob die Großstadt ein Ausbund von Schlechtigkeit sei, in der jeder rettungslos verlorengeht, der ihre Luft einatme. Gar mancher, der vom Lande her zuwanderte, und in ehrlicher Arbeit sein Brot suchte, hat hier schon sein Glück gemacht und ist brav geblieben. Ebensowenig kann ge-
leugnet werden, daß es auch der Großstadt nicht an Schönheit, an Poesie wie an reichen Bildungsmitteln fehlt. Das wechselvolle und farbenreiche Bild, das uns hier entgegentritt, das mächtig pulsierende Leben, das uns in den Straßen umwohlt, wirkt anregend und im Lichterglänze des Abendes bezaubernd auf Geist und Gemüt. Desgleichen ist die Weltstadt mit ihrer Fülle von schier wunderbaren Einrichtungen, namentlich auf dem technischen Gebiet, für die Kinder jedes Standes eine wahre Schule für das Leben, in der ihnen das Verständnis für viele wichtige Dinge, die dem Landkinde ein Buch mit sieben Siegeln bleiben, leicht erschlossen wird. Das alles zugegeben, ist es doch gewiß, daß die meisten Landflüchtlinge in den Städten das erhoffte Glück nicht finden. Wie vielen ergeht es, wie dem elßässischen Dichter Fritz Lienhard. Er wandelt nach langer Abwesenheit wieder auf den Fluren seines Heimatdörfchens, das in warmem Sonntagsfrieden daliegt. Da durchzuckt Heimweh seine Brust. Weit hat ihn das Leben umhergetrieben; aber er fand nur Not um Not, nur Tränen, Stolz und Kampfgebraus. Hier aber ließ er den Frieden:

Wär ich daheim geblieben,
Ich ginge mit gutem Sinn
Beruhigt und beseligt
Durch deinen Frieden hin.

Da dort, das rote Dörflein,
Wär mein bescheiden Reich,
Und ich des Dörfleins Seele —
Kein König wär mir gleich.

Wär ich daheim geblieben,
Wie meine Mutter gewollt!
Es käme dies Leuchten der Himmel
Durch meine Seele aerollt.

Ich stünde verklärt hier oben
Und segnete mein Tal —
O Sonne, du gute Sonne,
So scheine du noch einmal!

Tausende möchten aufs Land zurück, es ist zu spät für sie.

Professor H. Wagner (Hagenau) hat in einem Aufsatz („Köln. Volkszeitung“, 28. Oktober 1910) eine Reihe bedeutender Männer — Dichter, Gelehrte, Staatsmänner — als Zeugen für den Vorzug des Landes vor der Großstadt angerufen. Höre einiges aus seiner Sammlung. In fast überschwänglichen Versen preist Hölty den „wunderseligen Mann, welcher der Stadt entflo“, glücklich, weil sein bestrohetes Dach süßere Raft winke als dem Städter der Goldsaal oder der Städterin das Polster. In dieser Wertschätzung der ländlichen Vorzüge stimmte sein Dichterefreund, der edle Friedrich Leopold Graf zu Stollberg, völlig mit ihm überein. Auf seinem bei Münster gelegenen Landgut Lütjenbeck führte er, so oft er der Stadt entrinne konnte, mit seinen Kindern ein idyllisches Leben.

Viele werden erfahren, schreibt er, was ich alle Jahre erfahre: das Herz kränkelt in der Stadt. Mit geschwächten Geistes- und Leibeskräften verlasse ich jeden Frühling die Stadt, schöpfe aus der Fülle Gottes in der Natur und freue mich meiner jährlichen Genesung. Wie die Ameise für den Winter Körner einsammelt, so sammle ich Naturideen ein für das Stadtleben.

Christoph Schmid, der berühmte Jugendschriftsteller, erzählt begeistert von den Freuden des Landlebens. In den Erinnerungen aus seinem Leben schreibt er von dieser seligen Zeit: „Das Landleben hatte für mich immer die größten Reize und ich wünschte schon damals, wie bei dieser so bei anderen Veranlassungen, mein Leben auf dem Lande zuzubringen.“

Besonders stark ist bei den neueren Dichtern die Vorliebe für das Land ausgeprägt. Friedrich Wilhelm Weber nannte die Geschichte seiner Kindheit eine Dorfidylle. Vor allem liebte er den Wald; der ihm, dem Förstersohne, bald vertraut wurde. Er kannte nichts Lieberes, als einsam darin umherzustreifen, und oft vergaß er in seinem Glück bei diesen Streifereien Zeit und Stunden, so daß er bei der verspäteten Heimkehr sich den ernststen Tadel des Vaters zuzog. Aber er hatte auch gar viel im Walde zu tun:

Nach all den Nestern — auf leisen Zeh'n! —
Nach Büschen mußt ich und Blumen seh'n:
Ob meine Mühlen noch rührig gingen,
Ob meine Dohnen noch richtig hingen,
Ob hier das Reh auf die Winterfaat
Und dort der Hirsch auf das Kleeefeld trat.

Heinrich Hansjakobs Buch: „Aus meiner Jugendzeit“ ist ein einziger Hymnus auf die Freuden des Landlebens. Auch Friedrich Spielhagen, den das Schicksal in die Stadt getrieben, gesteht, daß er, so oft er der Welt entfliehen könne, in die Natur eile, wie ein Kind an den Busen der Mutter.

Der Hochschulprofessor von Berlin, Dr. Friedrich Paulsen, schreibt: Ich kann nicht anders sagen, ich blicke mit unbegrenzter Befriedigung auf die Jahre zurück, die mich das Land gehegt und gebildet hat, gebildet nicht so sehr durch Reden und Hören, als durch unmittelbare Teilnahme an der Fülle von Leben und Wirksamkeit, die es in seinem engen Kreise beschloß. In der That, wenn ich ein solches Bauernhaus mit den Großstadthäusern vergleiche, in welchen nun ein immer mehr anschwellender Teil unseres Volkes lebt und aufwächst, dann kann ich nicht umhin, die fortschreitende Verarmung unserer Jugend zu beklagen, Verarmung an Bildungsmöglichkeiten und Verarmung an Freuden. Dort war die ganze Welt in lebendiger Wirklichkeit gegenwärtig; die Natur mit allem Reichtum ihrer Formen und Erzeugnisse war uns zugänglich und vertraut. Äcker und Felder, Wiesen und Weiden, Heide und Moor, fließende Bäche und stehende Gräben,

Wehnen und Teiche, Dünen und Hügel, Deiche und Dämme, Flut und Ebbe, wir kannten sie nicht von einem kurzen Sonntagnachmittagsausflug, sondern aus täglichem, intimstem Umgang, in jedem Graben haben wir gewatet und Fische gefangen, in jedem Teich und Fluß gebadet, jeden Bach abgedämmt, auf jedem Acker gepflügt, auf jeder Wiese Heu gemacht; über jede Heide sind wir gesprungen und haben Beeren gepflückt oder den Eidechsen zugehauen, auch wohl einmal eine Schlange geschauert, von jeder Düne haben wir uns im Sommer heruntergewälzt oder im Winter auf Schlitten herabsaufen lassen. So haben wir den Himmel bei Tag und Nacht gesehen, am Morgen das Erblaffen der Sterne und das Aufleuchten des Frührots erlebt, am Abend der untergehenden Sonne ins Antlitz geschaut und die ersten Sterne wetteifernd gesucht und gezählt, das heraufziehende Wetter beobachtet und die sengenden Blitze in fast fühlbarer Nähe niederfahren sehen, den Regen über uns niederrauschen lassen und in der glühenden Sonne im Sande gelegen. Auf Pferden haben wir uns getummelt, ohne Sattel und Zaum manchen wilden Ritt getan, bis der Reiter zur Erde glitt oder auch einmal kopfüber in den Graben geschleudert wurde; mit Kälbern und Lämmern haben wir gespielt, mit Pferden und Kühen auf der Weide gelegen, mit Schafen und Ochsen, die den Weg nicht wollten, den sie sollten, sind wir um die Wette gelaufen: den Fischen haben wir mit Netzen und Schlingen nachgestellt, den Vögeln ihre Nester abgelauscht, den Kiebitzen und Rebhühnern die Eier genommen, den Grasmücken und Bachstelzen die Jungen mit Fliegen füttern helfen, ob sie sie schätzten oder nicht. Kurz, die ganze Natur lag innerhalb des Bereichs nicht nur unserer Augen, sondern auch unserer Hände und Füße, wir lebten mit ihr als ein Teil ihrer selbst.

Und wie die Natur, so lag das ganze menschliche Dasein in unserem Bereich, nahe, faßlich, verständlich. Alle elementaren Künste der Kultur hatten im Haushalt ihren Ort; das Großstadtkind sieht nur die fertigen Dinge und ihre Verzehrung, wir sahen sie alle entstehen, vom ersten Anfang bis zur Vollendung, das Brot und das Bier, das Hemd und die Jacke, fast nichts

kam in unseren Gesichtskreis, von dessen Herstellung wir nicht eine anschauliche Erkenntnis gehabt hätten. Denn auch die Dinge, die das Haus nicht selber herstellte, sahen wir entstehen.

Wie abstrakt und oberflächlich und dürftig bleibt hiergegen die Vorstellungswelt des Großstadtkindes. Die Natur sieht es nur auf dem Papier, das Bilderbuch und das Lesebuch geben blasse Vorstellungen von Feld und Wald, von Tieren und Pflanzen, höchstens, daß es noch einmal am Sommernachmittag die Dinge selbst sieht, aber wieder nur von weitem und ohne an sie heranzukommen. Alles ist vor ihm verschlossen und vergittert. Dagegen hat es täglich um sich eine Welt künstlicher Dinge und Vorgänge, in deren Inneres es nicht hineinzusehen vermag: die elektrische Lampe und die Straßenbahn, das Telephon und das Automobil, das Warenhaus mit seinen tausend, die Begierde, aber nicht die Erkenntnis herausfordernden Dingen, das Museum mit seinen unverstandenen angestarrten Kunstwerken oder Resten einer nur dem Gelehrten erreichbaren Vergangenheit. So wächst es auf unter lauter Dingen, die ihm stumm bleiben, und endlich gewöhnt es sich, nicht mehr zu fragen, sondern mit der Oberfläche und der unverstandenen Benutzung sich zufrieden zu geben.

Und nicht viel anders steht es mit den menschlichen Verhältnissen, den privaten und den öffentlichen. Die Großstadtmenschen sehen sich nur von weitem und kennen sich von der Oberfläche, sie wissen von einander Namen und Titel, Stellung und Parteirichtung und derlei Äußerliches, aber die Wurzeln des Daseins des andern, die erreichen sie nicht und darum wissen sie auch von dem Innersten des persönlichen Lebens so wenig. Ich bin oft erstaunt gewesen, nach dem Tode eines Mannes, den ich jahrelang gekannt, den ich täglich gesehen hatte, aus seiner Biographie zu erfahren, wie wenig ich im Grunde von ihm gewußt hätte. Dagegen im Dorf weiß jeder vom andern, nicht bloß von gestern und vorgestern, sondern von Eltern und Großeltern her.*

* Friedr. Paussen, Aus meinem Leben, 6. und 7. Tausend, Verlag Eugen Diederichs in Jena, 1910, S. 54, 56.

Einer, der Stadt und Land gut kennt, weil er hier und dort viel geweißt, Peter Kosegger, beschreibt einmal einen Spaziergang durch die Großstadt bei Nebel, während noch um Mittag in den Gewölben das Gaslicht brannte. Durch endlose Lastenfuhrwerke, Karren und Omnibusse kommt er endlich zur Linie (Vorstadtgrenze). Zur Rechten und zur Linken Spelunken, kleine Krämerladen, armselige Hütten mit grünbemooften Schindeldächern. Dazwischen neue drei und vier Stock hohe Häuser mit prunkhaften Verzierungen an der Front und kahlen Feuermauern an der Seite. Dann Lücken hinaus auf die nebelige Heide, auf welcher die dunklen Umrisse von Fabrikschlotten stehen, die ihren schwarzen Rauch in den schmutzigen Nebel hineinspeien. An den Häusern hin taumeln übernächste Gesellen, Weiber, denen Laster und Elend im Antlitz geschrieben steht, bettelhafte, freche Kinder und wieder leuchende Lastträger, ächzende Wagen, schwerfällige Ochsentriebe, Herden von halblahmen Pferden, Riesenkäfige mit Geflügel, Obstkruppen, Getreidefuhrren endlos vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Eine Million Menschen muß hier ernährt werden jeden Tag, und da werden die hundert Straßen, die von allen Richtungen her in die Stadt führen, fast zu enge und sind trotzdem viele Tausende im Steinhäufen, die nicht satt werden jeden Tag, und Hunderte, die in Kellerlöchern der Paläste wohnen und allmählich an Hunger sterben. Und dann beschreibt Kosegger die Totenstadt, wo der Tod jeden Tag und jede Stunde seine Ernte hält, so sicher quellen die Leichen ununterbrochen aus diesem Steinhäufen, als der Wasserstrom, der an ihm vorbeirinnt, aus seinen fernen Quellen. Wohin mit den Toten? Seit den wenigen Jahren, als das Leichenfeld besteht, sind auf demselben so viele Menschen begraben worden, als z. B. Brünn und Graz und Linz zusammen Einwohner haben.

„Als ich wieder im Gewoge der Straße auf dem Rückwege war, da begegneten sie mir ohne Zahl und ohne Ende, die schwarzen, kistenartigen, geschlossenen Wagen. Auf ihrem Deckel steht ein Kreuz. Ein solcher Wagen faßt vier, sechs und auch mehr Särge. Rasch traben die Pferde mit diesen unheimlichen Kutschen da-

hin. Dann und wann ein reicher, geschmückter Leichenwagen, aber in demselben raschen Trab. Erben halten wohl den Sack auf, aber die Nase zu, und von einem feierlichen Trauerzug auf den Friedhof kann hier keine Rede sein. Manche dieser Leichen gab der Strom zurück, der durch die Stadt rinnt, manche lieferte der Revolver, das Gift, der Strick, der Hunger, die Keule des Mörders, manche das Kohlgas, die Maschine; tausendfältig erntet der Tod in den Städten und alle Erfindungen der Kultur nukt er als Werkzeug in seinem ewigen Amte.

So öde und betrübt war meine Seele geworden, daß es mich nimmer litt in der Stadt, daß ich fort mußte und hinan auf freie, sonnige Berge's Höhe."

Und der gleiche Rosegger erzählt es, daß er Frauen gesehen, die in den ersten Tagen ihrer Sommerfrische im kühlen Schatten saßen, in den lichten Sommertag hinaus schauen und still vor sich hinweinten vor lauter Glück. Der ländliche Frieden und die süße Gottesruhe, die er ins Gemüt legt, kann nur von dem Städter oder dem Kenner der Städte tief und voll empfunden werden.

"Für mich gibt es kaum etwas Rührenderes, als eine Stadtfamilie am ersten Tage in der Sommerfrische. Die Kinder rasen wie toll im Grünen herum, der Vater begibt sich still vergnügt auf Entdeckungstouren nach angenehmen Spaziergängen und Aussichtspunkten, die Mutter sitzt auf der Gartenbank, hört den Jubel der Kinder und sieht vor sich die freie lichte Weite und kann es kaum fassen, daß um sie keine Mauern mehr sind, daß allerwärts eine friedensmilde, eine blühende, klingende, heitere Welt ist. Nirgends Mühsigang, überall Arbeit, und die Leute sind munter dabei und gehoben und bewegen sich einfach und natürlich. Und die städtische Dienstmagd macht schon in der ersten Stunde ein halb Duzend Bekanntschaften, und überall sind sie mit ihr freundlich und offen, und da fällt ihr ein, was sie in der Stadt nachgerade vergessen mußte, sie wäre auch noch ein wenig Mensch." *

* Rosegger, Bergpredigten, 10. Aufl., 1911, Berl. von Staackmann. S. 152ff.

Glücklicher lassen sich die großen Gegenätze von Stadt und Land nicht leicht hervorheben. Ein Bauersmann, den nicht zu sehr die Schulden drücken, ist König in seinem Reiche, sein Bauerngut ist ein kleiner Staat im Staate. Sein Stand ist der notwendigste. Ohne den Nährstand (Bauernstand) kein Wehrstand, keine Soldaten, keine Gelehrten und keine Handwerker. Wehe, wenn einmal alle Bauern streifen und den Städtern nichts mehr verkaufen würden, sie müßten alle verhungern. Das hat man am besten im großen Weltkrieg erfahren. Der Bauernstand ist wohl der schönste Stand. Sein Arbeitsfeld ist die schöne Natur, in der die Wunder Gottes täglich vor sich gehen. Während Schuster und Schneider und Professor in der Stadt jahraus, jahrein in der dunstigen Stube sitzen, blühen vor den Augen des Bauersmannes die Bäume, sprossen die Saaten, das Getreide reift, schwellen im Herbst die Früchte, Abwechslung das ganze Jahr.

Der Bauernstand ist der gesündeste. Sonne, Luft, Wasser und Bewegung machen es. Was der Bauer ißt, ist echte Ware, frisches Wasser, Milch, Butter, Brot, während der Städter nur zu oft gefälschte Lebensmittel kauft. Wie ein König herrscht der Bauer auf seinem Grund und Boden, während der Städter als Mietling in einer Zinskaserne sitzt und oft nicht einmal ein Beet Suppenkräuter sein eigen nennt.

Der Bauernstand ist der kernhafteste. Ganz richtig schreibt der aufrichtige Tiroler Bauernfreund „Reimichl“: Bei den Bauersleuten, die wahrhaft diesen Namen verdienen, ist alles bieder, einfach, kräftig. Kräftig ist ihre Nahrung, einfach ihre Kleidung, bieder ihr Charakter, kernhaft ihre Erziehung, gesund ihr Urtheil, ehrlich ihr Wandel, religiös und christlich ihre Lebensanschauung. Ich leugne keineswegs die Vorzüge anderer Stände; sind wir ja durch Gottes Willen und Anordnung alle aufeinander angewiesen. Aber den Grundstock der Völker, den Kern der menschlichen Gesellschaft, das innerste Mark der Staaten bildet ein solider, kernhafter Bauernstand; er liefert die besten Bürger, Soldaten, Steuerzahler; er ist die feste Burg, der Stolz, die Hoffnung, der große Segen eines Landes.

Ein Spaziergang durch seinen Besitz bringt dem Bauer Tag für Tag, Monat für Monat, Jahr für Jahr Freude. In den Ställen wächst Jungvieh heran und an manchem Morgen gibt es neues junges Volk und neue Hoffnung fürs Jahr; niedliche Schweinchen, allerliebste Lämmchen, kleine Kälber, Küden, Gänschen und mitunter ein munteres Fohlen. So lernt der Bauer praktisch mehr Zoologie als viele Universitätsstudenten in der Stadt.

Im Garten wächst herrliches Gemüse, auf Äckern wächst das goldige Getreide, dicke Maiskolben, Hirse und Weizen, einen großen Teil der Botanik studiert der Bauer Jahr für Jahr auf seinem Grunde.

Der Speisekasten birgt mehr Mehl, Hülsenfrüchte, Schmalz, Eier, Speck und Fleisch eigener Erzeugung als ein Greißler in der Großstadt im ganzen Kramerladen besitzt. Auf rauchgeschwärzten, festen Stangen hängt das Selchfleisch, hängen Schinken, hängen fettige Schmerlaibe, hängen dicke Speckklumpen, daß man meint, die starken Stangen müßten brechen unter solcher Wucht. Außerdem lehnen an länglichen Flechtgestellen riesige Laibe von Schwarz- und Weißbrot, und neben an den Eisenhaken der Wände sind die Häute von Rindern und Schafen und Schweinen, wohl gerbt und gefärbt, für Schuhwerk; und daneben stehen im Vorrat neue Schuhe zu Paar und Paar, als gingen sie eben den lieblich geselligen Weg zur Kirche und zum Traualtar. Auf den Bretterleisten liegen gewichtige Rodenbündel und schwere Leinwandrollen, des behendigen Schneiders harrend, und daneben stehen die umfangreichen Schmalzkübel und die bauchigen Buttertöpfe, bis, durch andere abgelöst, sie die weite Fläche des Tisches mit ihrem beliebten Inhalte belasten und besegnen.*

In den Futter- und Getreidekammern biegen sich Balken und Laden vor schwerer Last, neben den Speichern stehen geräumige Truhen voll feinen Flachses und weicher Wolle.

Im Keller gären die Obstmostgeister.

* Rosegger, Das Volksleben in Steiermark, 1. Band, Graz, 1897, Verlag von Leytam-Josefstal.

Erdäpfel, Kraut, Rüben reichen für Monate. Wie die Natur täglich für Freude und Abwechslung sorgt, so auch für geänderte Tätigkeit.

Im Jänner ist das Dreschen mit Dreschflegeln, das Holzhacken im Walde und das Spinnen.

Im Feber das Düngersühren auf die Felder.

Im März: Waldarbeiten und Ausbessern verschiedener Geräte.

Im April: Pflügen, Säen, Eggen und Abtragen der ausgeackerten Steine von den Feldern, Schaffschur.

Im Mai: Zurichten der Kartoffel- und Gemüsegärten, Flachsbau, Weg- und Wiesenarbeiten.

Im Juni: Ausbessern und Anlegen von Feld- und Waldzäunen. Beginn der Almwirtschaft.

Im Juli: Heuernte, Bearbeitung der Brachfelder, Weizenschnitt.

Im August: Düngen des Winterkornfeldes, Roggen- und Flachsernte, Bearbeitung der Stoppelgründe für Rübenselder. Ende der Almwirtschaft.

Im September: Hafer- und Kartoffelernte, Anbau der Winterfrüchte.

Im Oktober: Streu- und Brennholzarbeiten für den Winter, Rübenernte, Einbringen der noch übrigen Gartenfrüchte, Ausbessern der Wohn- und Wirtschaftsgebäude, Schaffschur.

Im November: Arbeiten im Hof und in den Scheuern, Zubereitung des Flachses, Brecheln.

Im Dezember: Arbeiten auf der Tenne und verschiedene Berrichtungen im Hause.

Ein rechter Bauersmann könnte Haus und Hof und was dazu gehört, getrost mit einer chinesischen Mauer umgeben. Er benötigt nichts von der Welt herein. Ein echter und rechter Bauer soll nach altem Grundsätze nichts Fremdes im Hause und am Leibe haben. Leute, die Flachs verschachern, Schafwolle verkaufen und Baumwolle und Seide am Leibe hängen haben, sind keine Bauern, sind — der echte, altmodische Landmann zerbeißt vor Zorn sein Pfeifenröhrchen, wenn er nur daran denkt.

Indes, so ganz kann er eigentlich das Fremde doch nicht missen. Wenn der rechte Bauer, auch z. B. sein eigener Schmied, Sattler, Wagner, Tischler und Binder

ist, so gibt es doch noch andere Bedürfnisse, deren Erfüllung auf seinem Eigengrunde nicht wächst. Er merkt es gar nicht, wenn er, sein Pfeifchen schmauchend, behäbig durch das Fenster auf seinen wohlbestellten Hof blickt, daß er den Rauch eines weltfremden Krautes saugt, daß er durch ein Blatt guckt, welches auf seinem Kohlgarten nicht gewachsen ist.

In den Bauernhof kommt der Weber und macht die Leinwand, es kommt der Schneider und „umarmt“ alle im Hause, die ein Töpplein bestellen. Beim Zuschneiden pfeift der fröhliche Meister einen „Landler“, der fährt dem Gesellen arg in die Beine, zu hüpfen hebt das Bürschlein an, und da gibt ihm der Bauer den Rat, er möge sich das Bügeleisen an den Leib hängen, daß ihn der Wind nicht vertrüge, und der Halterbub pfeift das Liedchen:

„Dreizehnthalb Schneider
Wiegen vierzehnthalb Pfund,
Und wenn sie's nicht wiegen,
So seins nit recht g'fund!“

Im Herbst, wenn das Leder gegerbt ist, was der rationelle Landwirt stets selbst besorgt (hat er doch den Gerbstoff in seinen Baumrinden), kommen die Schuster. Die Werkstatt mitsamt den Leisten trägt der Wanderschuster in einem Holztrühelchen mit sich auf dem Rücken; der Dreifuß bleibt im Bauernhaus zurück und dient das Jahr hindurch — bis die Herren vom Drahtzug wiederum kommen — als Betschemel.

So voll Abwechslung ist des Landmanns Leben, daß ihm „Unterhaltung“ ein verdächtiger Begriff ist. „Unterhaltung, das ist nur so für Leut', die nichts zu tun haben. Ich brauch' keinen Zeitvertreib, mir ruckt die Zeit auch so früh genug davon.“*

Im Volksvereinsverlag zu M.-Glabbach ist ein hübsches Buch über das Landleben erschienen, das eine Fülle des Prattiſchen enthält, gleich einer Reihe großer, ähnlicher Werke. Heinrich Sohnrey hat ein liebes Büchlein geschrieben, gleich dem Titel dieses Abschnitt-

* P. R. Rojegger, Das Volksleben in Steiermark, 1. Band Graz, 1875, Verlag von Leykam-Josefstal, S. 36 ff.

tes: „Das Glück auf dem Lande“*, das wir zum großen Teil abdrucken müßten, sollten wir noch mehr sagen von den Freuden des Landlebens.

In seiner gesitteten Ursprünglichkeit müssen wir das Landleben kindlich lieben.

Es ist Pflicht, es uns so zu erhalten. Alle dahingehenden Bestrebungen verdienen größte Unterstützung. In letzter Stunde soll bodenständiges Volkstum, alter Volksbrauch, gefestigt durch Glaube und Heimatliebe, gerettet werden. Volksspiele, Schauspiele, heimatlich alte Tänze und Lieder sollen unser Volk zu gesunder Vergangenheit zurückführen. Der Kampf ums Dasein hat die Wirtschaftsweise stark verändert und das Gesamtbild manchen Dorfes ungünstig beeinflusst, aber der Gebirgs- oder Waldbauer vergißt über dem Wettbewerb des geschäftlichen Lebens doch nicht, auch heutzutage neben dem Zweckmäßigen ebenso noch das Schöne gelten zu lassen. Volkskunst und Volkstum sollen aber allenthalben, also überall, in Dorf und Stadt, Dinge sein, die man nicht nur vom Hörensagen kennt, sondern die dem Auge wirklich sichtbar sind, sie müssen deutlich verkörpert einen Wonnegarten darstellen, worin als allgemeines Gefühl empfunden wird, was der Klarheit, der Wahrheit und dem Volkscharakter entspricht. Es dürfte ganz fraglos sein, daß der Sinn für echte Heimatkunst bei vielen zurückgeblieben ist. Die Freude am Betrachten der von der Volkskunst geschaffenen Gegenstände soll allenthalben mehr geweckt werden, weil dadurch auch die Liebe zur Heimat, zum Volkstum wiederum fester Wurzeln fassen muß.

Vergessen war die Volkskunst, vergessen war manch schöne Tracht, der Wonnegarten wurde da und dort verunstaltet, da erhoben sich endlich warnende berufene Stimmen voll glühender Vaterlandsliebe, um sie neu erstehen zu lassen. Diese erfreuliche Erscheinung war ein Zeichen des allmählich wieder erwachten, einst so arg verkümmerten Heimatstolzes, daß wir wieder angefangen haben, uns unseres Wonnegartens zu freuen und ihn zu rühmen. Durch die Erfahrungen des Krieges sollen wir nur noch mehr dazu angespornt werden.

* Berlin, S. W. 11, Deutsche Landbuchhandlung.

Alles, was dem Volke hinsichtlich seines Charakters, seiner Sitte und Sprache eigentümlich und von anderen Stämmen verschieden ist, und alles, was aus dieser Eigentümlichkeit hervorgeht und mit ihr übereinstimmt, heißen wir Volkstum. *H e i m a t s c h u z* und *N a t u r s c h u z* sind nebeneinanderlaufende Erscheinungen der Pflege von lebenspendenden Werten, von Denkmälern im umfassendsten Wortsinne, welche keine scharfe Linie trennt. Was für die Erhaltung der alten Bauwerke und Kunstdenkmäler in der Stadt geschieht, das gilt nicht minder für unsere alten Bauernhäuser, für die Kleinbürgerhäuser, heimelige Winkel unserer Dörfer, für alles Lebendige, das ein Gefühl von Heimat in uns wachruft und nährt, im Gegensatz zu der öden Einförmigkeit, die durch die Übertreibung von Ansprüchen des Verkehrs, durch den Mangel an künstlerischen Empfindungen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, durch rücksichtslose Bodenspekulation hauptsächlich über unsere Landgebiete gekommen ist. Nicht minder bedarf auch die Natur in ihrer Unberührtheit, in ihrer Größe und Poesie einen verschiedenen Schutz, wenn sie noch der Jungbrunnen der Menschheit, die Stätte unserer Erholung und Genesung von der aufregenden Hast des modernen Lebens bleiben soll. Von ihr bekommen wir neue Kraft für den Kampf um die Existenz, für die Jagd des Lebens, zu welcher die hastende, rastlos treibende und aufreibende Gegenwart geworden ist, die jene Beschaulichkeit vergangener Tage vielfach verspöttelt.*

Laßt uns hinaus aufs Land, wo wir doch alle herkommen, das Glück und seinen Frieden in froher Genügsamkeit genießen.

Wie lockt der Dichter:

Wie ist die Zeit so mild!
Die Sonne lacht aus Saphiren;
Man denkt an keinen Sturm,
Nuch an den Regen nicht,
Der Blumen höchste Farb'
Kann Aug' und Herzen rühren.

* Otto Hartmann, Friedensfreudenquelle, Verlag von Manz, Regensburg, S. 302, 303.

Schau, wie der Baumsmaragd
Vom Silberfluß absticht!
Ist's Wunder, wann ich jetzt
Durch mein Spazieren such
Den Lispelbach, den Wald,
Der Blumen Würzgeruch?
Wer sonst nichts versäumt,
Heißt Mauern seinen Kerker,
Die Stadt geht aus der Stadt,
Das Dorf kriegt höhern Wert.
Die Bauernhütt' gibt mehr jetzt
Als die hohen Erker,
Womit man die Paläst von vorne aus beschwert.
Willst du das größte Gut und alle Lust dabei,
Schaff', daß dein reines Herz ohn' Sünd hier
sei.

(Abraham a Santa Clara.)



SONNTAG - SEGEN -



und ein Freuen darauf. “* Ein hervorragender Seelenhirte nennt den Sonntag — der Familie Sonnentag.

„Hast du schon einmal beobachtet,“ schreibt er, „wie ein Familienvater, der die ganze Woche durch die Berufsarbeit den Seinigen entzogen ist, sich auf den Sonntag freut? Wie glücklich er ist im Bewußtsein: Den morgigen Tag kann ich ganz im Kreise der Meinigen in heiliger Ruhe zubringen! Siehe, wenn der Sonntag, gleich einem Wohltaten spendenden Könige, die Lande durchzieht, die herrlichsten Wohltaten wirft er in den Schoß der christlichen Familie. Der Sonntag ist der Familie Sonnentag. So war es vor Jahrzehnten, als wir Erwachsene noch Kinder waren. Ist es heute noch so? Oder ist es anders geworden? Gilt heute unseren Familien der Vorwurf: Ihr geht mit dem Sonntag zu leichtfertig um? Denjenigen katholischen Familien, die einen solchen Vorwurf verdienen, rufe ich das Bild eurer Eltern und Großeltern aus dem Grabe herauf. Die sollen euch erzählen vom Sonntagsglücke des echt katholischen Volkes!

Worin besteht der Familie Sonntagsglück?

Vor allem im trauten häuslichen Zusammensein. Das moderne Arbeitsleben reißt die meisten Familien sechs Tage auseinander. Arbeit und Erwerb müssen die Familienglieder meist draußen suchen. Der Stunden familiären Zusammenseins sind wenige; Ermüdung und Sorgen und so mancher Ärger nehmen den Abenden der Werkstage vielfach noch das anmutige Gepräge. Aber dann naht der Sonntag. Der bringt Ruhe und Feierstille, der vereint die Getrennten.

Der macht es möglich, die wohltuende Familienfreude zu genießen, und ohne diese Freude ist es in keiner Familie behaglich. Wer nun den Familien den Sonntag noch verdirbt; der versündigt sich am Schönsten, was auch die ärmste Familie ihr eigen nennt. Nirgends auf der Welt ist daher die Unzufriedenheit und Verbitterung im Volke größer als da, wo der Sonntag durch Entweihung für die Familie verdorben wird.

Familientag ist der Sonntag durch die traute Aussprache zwischen Eltern und Kindern. Mehr als an an-

* (M. M., „Kärntner Tagblatt“, 1921.)

deren Tagen nimmt am Sonntage die Stimme der Eltern einen milden, erfreuenden Klang an. Im Getriebe der Werktagsarbeit klingt die Stimme des Vaters auch zu Hause etwas hart; die Härte, die dem Kampfe ums Dasein eigen ist, prägt sich auch dem Umgange auf. Das Gemüthvolle und Zutrauliche im familiären Verkehr tritt dann zurück. Aber ein Tag bringt die Gottesgabe wieder. Das ist der Sonntag.

Dadurch wird der Sonntagsverkehr zwischen Eltern und Kindern das wirksamste Mittel der Erziehung, denn die echte Sonntagsstimmung öffnet die Herzen und nähert sie aneinander, dann bedarf es nicht langer Ermahnungen. Ein liebes ermunterndes Wort vom Vater, in der Sonntagsfreude gesprochen, fällt dann wie ein lichter Strahl ins Kindesherz. Dann fühlt das Kind: Heute ist mein Vater wirklich Vater, heute ist meine Mutter wirklich Mutter. Sagt, liebe Eltern, hat nicht damals, als wir noch Kinder waren, der Sonntag diesen verklärenden Glanz in unser jugendliches Gemüthsleben geworfen?

Ein solcher Sonntag öffnet auch dem Kinde die Lippen. Wie manches möchte das Kind fragen, plaudern, besprechen. An Werktagen geht das nicht gut. Der ernste Zug der von Werktagsarbeit ermüdeten Eltern schließt den Mund der Kleinen. Ist aber am christlichen Sonntag die Familie in trauter Feierstille beisammen, haben dann die Eltern Zeit und Sinn für des Kindes Geplauder und Einfälle und Spiel, dann tut eine neue Welt im Kinde sich auf. Dann kann der Vater wirklich Lehrer der Seinen werden. Er kann die Erfahrungen seines eigenen Lebens plaudern. ihnen mittheilen; seine eigene Lebensanschauung wird dann Erbgut der Kinder. Gar manche Verstimmung und Bitterkeit der harten Arbeitswoche schwindet dann von selbst. Das sind keineswegs Kleinigkeiten oder Lappalien. Nein, es sind gesunde Lebensäußerungen des Menschenherzens, das so vom Schöpfer gebildet ist. Sonntag — der Familie Sonnentag. In der Familie soll das Kind lernen, wie es den Sonntag heilig halten soll. Halten Vater und Mutter auf Treue und Pünktlichkeit im Gottesdienst, dann ist ein gutes Stück der Erziehung schon durch dieses stille Beispiel geleistet.

Der gemeinsame Kirchgang der Eltern mit dem Kinde zum Hochamte, zu Predigt und Christenlehre ist jede Woche der lichteste Augenblick im Leben des Kindes. Das wird das Kind nie vergessen. Seht sich aber der Vater aus nichtigen Vorwänden über das dritte Gebot Gottes hinweg, dann entsteht ein bitterer Kampf in der Seele des Kindes. Das Kind weiß, Gott und Gotteskirche befehlen, und mein Vater, den ich als Stellvertreter Gottes verehren soll, verachtet das. Dieses Bewußtsein vergiftet die Seele des Kindes. Oft habe ich beim Besuche der Schulen solchen armen Kindern in ihr scheues Auge gesehen, das Kindesauge selbst erzählte mir, wie es leidet unter diesem inneren Widerspruche. Eltern, die so gewissenlos handeln, vergiften das ganze Innenleben des Kindes. Solche Kinder sind nach der Schulentlassung gerade am Sonntag den schlimmsten Gefahren zugänglich.

Wie mancher Jüngling, wie manches Mädchen, das tief gefallen ist, muß gestehen: „Ich war Sonntag Nachmittag zum Vergnügen mit der und der Gesellschaft, mit dem und dem Vereine; meinem Vater war das gleichgültig, meine Mutter meinte, es sei nicht so schlimm. Und da ist das Unglück über mich gekommen. Es war ja meine Schuld, aber meine Mutter hat noch größere Schuld.“

Wie manches Kind wird am Tage der Vergeltung sagen: „Ich wäre auf ewig gerettet, hätten es meine Eltern mit dem Sonntag ernster genommen.“









U3 Klagenfurt

1